

Metallarbeiter

Wochenschrift des Christlichen Metallarbeiterverbandes Deutschlands

Nummer 41

Duisburg, den 11. Oktober 1930

31. Jahrgang

Werbearbeit als Kampf um die öffentliche Meinung

Unser Christlicher Metallarbeiterverband hat erneut zur Herbstwerbearbeit aufgerufen. Wenn schon die Werbearbeit stets von großer Bedeutung gewesen ist, so wächst sie unter den gegenwärtigen schweren wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen zu einer noch dringlicheren Forderung an die Kollegenschaft, besonders an die Vertrauensleute, auf.

Gerade in den Notzeiten versuchen starke antisoziale Kräfte, nicht nur aus der Haut der Arbeiterschaft Riemen zu schneiden — dieses „löbliche“ Beginnen reißt bei diesen Schichten nie ab —, sondern auch das Fundament, worauf Arbeiterleben, Arbeiterrecht, Arbeiterzukunft beruht, zu unterminieren. Die Punkte, worauf sie ihre Angriffe konzentrieren, sind die Unorganisierten und die öffentliche Meinung.

Der Kapitalismus weiß sehr gut, daß die Unorganisierten die Achillesferse der Arbeiterschaft sind. Deshalb ist es sein Bestreben, besonders in Notzeiten die Stellung der Arbeiterschaft dadurch zu erschüttern, daß er bewußt durch manche Maßnahmen Mutlosigkeit in die Herzen der Arbeiterschaft sät. Dadurch hofft er, erstens die Gewerkschaft selbst zu verkleinern und zweitens den Zustrom zur Gewerkschaft einzudämmen. Der Kapitalismus sieht es dagegen wohl sehr gern, wenn in seinen Betrieben sogenannte politische Betriebszellen als Gewerkschaftsergänzung entstehen. Er weiß nämlich ganz genau, daß diese politischen Betriebszellen ihm auch nicht im mindesten bekommen können, weil ihnen zunächst die rechtlichen Grundlagen und dann auch die Finanzen fehlen, um der Arbeiterschaft helfen zu können. Man macht häufig die Erfahrung, daß die politischen Betriebszellen das Dorado solcher Unorganisierten sind, die gerne einen großen Mund führen, aber für praktische Arbeit nicht zu haben sind. Der Glanz der Unorganisierten dient der erste Angriff des Kapitalismus.

Als zweiten Faktor bedient sich der Kapitalismus der öffentlichen Meinung. Hier werden sich noch mehr als in der Vergangenheit die Kämpfe um die Interessen der Arbeiterschaft abspielen. Von hier aus sucht der Kapitalismus auch die Arbeiterschaft zu beeinflussen, zum mindesten aber auf die Unorganisierten einzuwirken. Die Gestaltung der öffentlichen Meinung ist das Sprungbrett in die Seele und in das Wollen des einzelnen Menschen zu einem bestimmten Zweck. Derjenige aber gestaltet die öffentliche Meinung im Zeitalter des Kapitalismus, dem Presse und Finanzen zur dauernden Verfügung stehen. Denn die Öffentlichkeit reagiert selten auf das An-sich-Gute, auf das An-sich-Nützliche, auf das An-sich-Notwendige, sondern meistens auf das, was man ihr als gut, nützlich und notwendig durch Reklame einzuhämmern verstanden hat. Der Sinn der Reklame ist ja nichts anderes, als eine Ueberzeugung für eine bestimmte Sache schaffen zu wollen.

Wie ist nun die gegenwärtige öffentliche Meinung, und nach welcher Seite hin sucht man sie zu beeinflussen?

Dier Seiten wollen wir sehen:

1. die politisch-weltanschauliche Grundhaltung,
2. die sozialpolitische Einstellung,
3. die wirtschaftspolitische Einstellung,
4. unsere eigenen Forderungen aufstellen.

Die politisch-weltanschauliche Grundhaltung.

Die Reichstagswahlen haben ein enges Zusammenklingen von Politik und Weltanschauung im weitesten Sinne gezeigt. Ja, sie haben geradezu einen Erfolg derjenigen Parteien gebracht, die eine weltanschauliche Basis ihr eigen nannten, ob das Weltanschauliche nun in der Vertretung der christlichen Ideen (Zentrum, Bayerische Volkspartei, Christlich-Sozialer Volksdienst), der nationalistischen (Nationalsozialisten) oder der materialistischen Idee (Sozialisten, Kommunisten) besteht.

Man darf die heutige Situation wohl so kennzeichnen: sie ist der Uebergang aus den sterbenden, einseitig individualistischen Lebensformen des 19. Jahrhunderts in die erst langsam wachsenden und kaum recht erkennbaren genossenschaftlichen Gesellschaftsgealtungen des 20. Jahrhunderts. Zwar haben Rußland und Italien von verschiedenen Polen aus den entscheidenden Schritt plötzlich in katastrophisch-revolutionärer Form vollzogen. Aber es bleibt doch zweifelhaft, ob diese übersteigerte Kraft der Masse einerseits oder die übersteigerte Kraft des Führerindividuum andererseits die Gesellschaftsform des 20. Jahrhunderts werden kann. Jedoch das übrige Europa lebt formal noch im vorigen Jahrhundert.

Um die sterbende Lebensform des einseitigen Individualismus zu erhalten, ringt der Liberalismus. Um eine neue Gestaltung ringen jeder in seiner Art der Nationalismus, der Marxismus und ringen wir. Das wirkt sich heute im ganzen Sozialleben aus, stärker als es dem einzelnen vielleicht zum Bewußtsein kommt.

Der Liberalismus hat einem ganzen Zeitalter Ausdruck und Willensprägung gegeben. Aus drei großen Revolutionen: der Revolution gegen die Idee und das Denkbild des christlichen Mittelalters mit seinen christlich-genossenschaftlichen Bindungen und seinem Stellen unter eine höchste Verantwortung, unter Gott, aus der Revolution der Technik und ihren Erfindungen und aus der Revolution der Gesellschaft (England 1650, Frankreich 1789, wobei die Königsköpfe rollten), schuf der Liberalismus die Welt des Bürgertums, des dritten Standes und des Kapitalismus, die Welt des freien Wettbewerbs und des Rechts des Stärkeren; er schuf die Unfreiheit in der Freiheit für den Arbeiter und er schuf den Klassenkampf der Praxis.

Es wirkt für den Sehenden so unglaublich grotesk, wenn ausgerechnet der Liberalismus in weitestem Ausmaße, nicht nur der parteipolitisch gebundene, den „Kampf gegen den Marxismus“ auf seine Fahne schrieb. Das heißt doch nichts anderes, als daß ein ungeratener Vater sich von seinem ungeratenen Sohn lossagen möchte, dem er selbst aber die sehr ungeratene Erziehung gegeben hat.

Wir wollen es hier offen aussprechen: Verderblicher als der Klassenkampf der Sozialisten ist der Klassenkampf bürgerlicher Schichten gewesen. Was die ersten theoretisch wollten, haben die zweiten praktisch geübt und dabei vielfach das Christentum als Deckung für ihre Taten vorgeschoben.

Die Glanzzeit des Liberalismus ist vorbei. Die Parteien, die den reinen oder mit konservativen Emblemen verdeckten Liberalismus auf ihre Fahne geschrieben haben, sacken bedenklich ab, und selbst andersdenkende Gruppen, die sich aus nicht erkennbaren Gründen auf den liberalen Boden stellten, wurden in den Strudel mit hineingezogen.

Um die Andersgestaltung in Politik und Gesellschaft ringen jetzt drei Kräfte: Nationalismus, Marxismus und wir.

Der Nationalismus.

Wir sehen den Nationalismus nicht einmal am reinsten in derjenigen Partei, die 107 Mandate errang, in den Nationalsozialisten, sondern in den Alldeutschen. Wir wollen auch nicht ohne weiteres Wahlsieg, innere Bedeutung und innere Kraft gleichsetzen — es ist auch hinlänglich bekannt, daß die überstarke Betonung des nationalen Gedankens für einen sehr großen Prozentsatz der Wähler lediglich ein Deckmantel war, den Herger radikal auszutoben —, um aber dennoch zu sagen, daß wohl bei Hunderttausenden junger Kräfte der Nationalsozialismus eine innere Forderung gegenüber dem internationalen Marxismus darstellt.

Wir sehen die „Gefahr“ des Nationalsozialismus viel weniger in der Sammlung unzufriedener Elemente, sondern darin, daß liberalistisch-kapitalistische Kreise unter dem Deckmantel des „Nationalen“ zum Nationalsozialismus zu flüchten beginnen, um durch eine so starke Partei den anderwärts verlorenen parteipolitischen Einfluß wiederzugewinnen. Gerade diesen Kreisen liegt eine in ihrem Sinne beeinflussbare Diktatur sehr. Der Kapitalismus scheint nur so lange an einer parlamentarischen Demokratie ein Interesse zu haben, als er dabei gut fährt. Solange die unteren Schichten infolge Unbildung, Unorganisation keinen bestimmten Einfluß ausüben können, läßt der Kapitalismus einer parlamentarischen Demokratie alle Freiheiten (Frankreich). Denn er weiß ja zu genau, daß dabei seine Interessen schon „gewahrt“ werden.

Anders wird aber die Sache, wenn die unteren Schichten sich ihrer Gleichberechtigung bewußt werden und ihre Konsequenzen daraus ziehen. Dann zeigt der Kapitalismus eine hörbare Neigung zur Diktatur, d. h. zur faschistischen Diktatur, wie sie z. B. in Italien ist. Unter ihr läßt sich mit gesetzgeberischen Mitteln auf dem scheinbaren Boden der Gleichberechtigung eine ganz andere Ausbeutung der unteren Schichten erreichen, als es in einer wirklichen Demokratie der Fall ist. Daß man das in Italien will, dafür spricht auch die Aufhebung der Gewerkschaften und die Einführung von Zwangs- oder Staatsgewerkschaften. Insofern ist auch die Verteidigung von Republik und Demokratie durch die Arbeiterschaft nicht eine Konzession an einen bürgerlichen Standpunkt, sondern geradezu eine Schicksalsfrage für die Arbeiterschaft, allerdings einer Demokratie, die aus formalem Sein loszulösen sich bestrebt und ihre wirkliche Aufgabe als Volkrecht und Volkspflicht in die Tat umzusetzen sucht.

Der Marxismus.

Auf einer ganz anderen Seite steht der Marxismus. Der Wahlausgang hat gezeigt, daß die Wellenbewegung des roten Meeres einmal mehr den Sozialisten, ein andermal mehr den Kommunisten zuneigt. Aber der Marxismus steht fest da. Der Nationalsozialismus hat nicht ihn, wohl aber die bürger-

liche Front rechts vom Zentrum durchbrochen. Sozialisten und Kommunisten mögen sich noch so zanken, innerlich sind sie nur Konkurrenten über Zeitmaß und Taktik in Erreichung ihrer Ziele. Das Ziel ist, massenmäßig gesehen, dasselbe. Der Sozialismus von heute schillert in kleinbürgerlich beamtlichen Farben. Seine Politik sieht weniger die Arbeiterschaft schlecht hin als eine Arbeiteraristokratie, welche gefördert wird, vielleicht um in der gewünschten zukünftigen Wirtschaftsdemokratie Führer abzugeben.

Wir haben bei den Wahlen die engste Verkopplung zwischen sozialistischer Partei und sozialistischen Gewerkschaften erlebt. Wir werden eine noch engere Verbindung zwischen sozialistischer Gewerkschaftspolitik und Parteipolitik erleben. Es ist deshalb verständlich, daß sich der Kampf der sozialistischen Gewerkschaften in Zukunft heftiger gegen diejenige Gewerkschaftsbewegung wenden wird, die parteipolitisch ungebunden dasteht und ihre Wege gemäß den Interessen der Arbeiterschaft und nicht der Parteipolitik geht, nämlich die christliche Gewerkschaftsbewegung. Daraus dürfte ohne weiteres auch hervorgehen, daß der sozialistische Metallarbeiterverband uns in Zukunft nichts „schenken“ wird, eine Erscheinung, der wir aber mit großer Ruhe und Bestimmtheit entgegensehen.

Und wir!

Wesentlich andere Anschauungen haben wir, die den Sozialismus ablehnen, aber das Soziale wollen, die den Nationalismus ablehnen, aber das Nationale wollen. Es gibt eine christliche Methode des politischen und wirtschaftlichen Handelns, d. h. wir wollen vor allem Ordnung, aber eine solche Ordnung, die auf dem Wesen der Dinge, auf den ewigen Gesetzen von Natur, Welt und Mensch beruht. Unser Ziel ist organischer Aufbau, der von denkbar geringster Zerstörung begleitet sein soll. Deshalb finden wir uns auch nicht auf einer Linie mit denen, die zwar auch Aufbau, aber unter radikaler Zerstörung des Alten wollen, wobei es dann immer noch fraglich ist, ob der Wert des Neuen den Wert des Zerstörten überhaupt erreicht. Wir lehnen den Klassenkampf ab, aber wir kämpfen um unsere berechtigten Interessen. Wir lehnen jegliche Art von Diktatur ab und stehen bewußt auf dem Boden einer wirklichen Demokratie als des Ausdrucks von Gleichberechtigung und Gleichverantwortung.

Wenn wir nun in der politischen und weltanschaulichen Grundhaltung ein Zurückdrängen des liberalen Geistes sehen, so ist das nicht der Fall auf der Ebene der Sozialpolitik, des Rechtes, der Wirtschaft. Gerade hier haben wir als Gewerkschaft die Kämpfe auszusechten, um die es letztlich für die Existenz unserer Metallarbeiterschaft geht.

Die sozialpolitische Einstellung.

Die Kräfte, welche eine soziale Politik unterminieren, sie in der Öffentlichkeit diskreditieren wollen, nehmen nicht ab. Vor allem hat sich schon bedenklich die Meinung vergrößert, als ob Staat und Gesellschaft eine Verpflichtung für die produktiv schaffende Bevölkerung kaum noch hätten.

Man beklagt die Arbeitslosigkeit, nimmt aber die Zahl der Arbeitslosen fast mit der Kaltblütigkeit hin, als wenn man einen Wetterbericht läse. Die innere seelische Not suchen wir oder höchstens noch einige karitativ veranlagte Kreise zu erfassen. Man versucht in wissenschaftlichen Werken, in der Presse, in Magazinen, illustrierten Zeitschriften usw., in der Diskreditierung der Gewerkschaftsbewegung den Arbeiter schlecht hin zu treffen. Nicht ohne Grund gibt man sich dem Glauben hin, daß, wenn man erst die Öffentlichkeit gegen die Arbeiterschaft eingenommen habe, man mit den Rechten der Arbeiterschaft ein leichtes Spiel haben würde.

Natürlich darf innerhalb einer solchen Auffassung das Rechtsgebäude nicht unerschüttert bleiben. Darum fort mit dem Tarifzwang und dem Schlichtungswesen! „Die Bergwerkszeitung“, die hier und da auch mal vernünftig war, kann doch nicht aus ihrer Haut. In ihrer Nr. 203, Ende Juli, schreibt sie:



„Das Unglück an allem Uebel sind die Tarifverträge. Gebt jedem Gelegenheit zur Arbeit und laßt jeden über seine eigene Arbeitskraft verfügen. Der Tüchtige hat früher mehr verdient als heute, und der in den Leistungen etwas Minderwertige war gezwungen, sich etwas mehr anzustrengen, wenn er Brot behalten wollte, denn es gab eine Zeit, wo es keine Erwerbslosenunterstützung gab . . .

Mit der staatlichen Zwangsbewirtschaftung des Lohnes und der Arbeitsbedingungen muß sobald als möglich Schluß gemacht werden, denn wie jede „staatliche Wirtschaft“ ist auch dieser Zweig der staatlichen Betätigung viel zu sehr durch politische Rücksichten und Unabhängigkeiten bedingt, als daß wirklich etwas für die Allgemeinheit Ersprießliches herauskommen könnte . . .

Das ist die Grundtendenz: Abbau der Tarifverträge, Abbau des Schlichtungswesens, Abbau der Arbeitslosenunterstützung.

Die wirtschaftspolitische Einstellung.

Noch folgenschwerer wirkt sich die liberale Haltung auf dem wirtschaftlichen Gebiet aus. Wir wollen hier nicht von unserem Ringen gegen die Arbeitslosigkeit berichten, nicht von dem Wort, das Mitte des Jahres allgemein in Deutschland: Erst Preisenkung, dann Lohnabbau. Sicherlich sind die Preise gesenkt worden. Die Konsumvereine haben sogar scharfe Preisenkungen vorgenommen. Aber seit Juli hat sich die Tendenz geändert.

Schon fanden sich zahlreiche Wirtschaftler, die auseinandersehen, wie unklug eine Preisenkung sei, allein eine Lohnsenkung könne helfen. Die Zeitschrift „Der deutsche Volkswirt“ begann damit Anfang Juli. Schlenker vom Langnamverein schrieb am 1. September in der „Kölnischen Volkszeitung“, daß eine weitere Senkung der Eisenpreise nur bei Senkung der Selbstkosten möglich sei, d. h. zu deutsch, bei einer weiteren Senkung der Löhne, und am 19. September sagte die Berliner Börsenzeitung, daß lediglich von der Lohnseite her eine Behebung der Krise zu erzielen sei und daß die Arbeiter eine Senkung der Nominallöhne und auch Real-löhne in Kauf zu nehmen hätten.

Alles das baut sich auf auf dem „berühmten“ Satz, in dem die ganze Tragik des Arbeiterlebens liegt: Die Materialpreise liegen fest, sind zum Teil vom Weltmarkt abhängig, die Unkosten liegen fest, also, wenn wir die Preise senken wollen, bleibt nur das einzige bewegliche Element, der Arbeitslohn, übrig.

Zweifelsohne spielen die sozialen Aufwendungen im Unkostenkonto eine große Rolle. Senkung des

Unkostenkontos bedeutet daher Sicherung des Arbeitslohnes. Deshalb haben wir auch ein Interesse an der Senkung der Beiträge für die Sozialversicherungen, selbst wenn damit hier und da Unannehmlichkeiten verbunden sein sollten.

Aber die sozialen Lasten sind nur eine Seite des Unkostenkontos. Die steuerlichen Belastungen bilden die andere. Sie sind nicht zuletzt so hoch geworden durch die Verbeamtisierung in Reich, Ländern und Gemeinden. Durch diese Belastungen wird der notwendige Gewinn oft so beschnitten, daß viele Werke eben nicht mehr arbeiten können. Aber noch ein Drittes und Wichtiges ist da: die Gehälter der Spitzen der Werke.

Was heute in den Spitzengehältern der „Wirtschaft“ geleistet wird, ist eine vollklich und wirtschaftlich nicht mehr zu verantwortende Angelegenheit. Kreise, die sich heute lebhafte entrüsten über das Gehalt des Reichskanzlers, finden es ganz in der Ordnung, wenn ein simpler Direktor irgend eines Werkes oft das Doppelte und Mehrfache eines Ministergehaltes bezieht, wobei wir uns ein Untersuchen über das Maß der Verantwortlichkeit beider wirklich schenken wollen.

Wir vermissen heute durchweg bei den führenden Leuten der Wirtschaft und Finanzwelt den ernstlichen Willen, auch ihrerseits etwas zur Erleichterung der Wirtschaft zu tun. Da liegt ein Unkostenfaktor, durch dessen Kürzung auch der Wirtschaft gedient werden könnte.

So zeigt sich heute — in einigen Strichen skizziert — die Struktur der öffentlichen Meinung. Auf sie selbst haben wir nun einzuwirken, um unser Recht, die Stellung unseres Verbandes usw., nicht erschüttern zu lassen. Je stärker die Front der gewerkschaftlichen Organisation, unseres Verbandes ist, eine umso größere Einflußnahme haben wir auf alle diese Angelegenheiten. Denn diese Einflußnahme wirkt sich auch wieder aus auf Leben und Haltung der Wirtschaft überhaupt.

Wir haben das gezeigt, um den Kollegen den Ernst der Lage, der besonders von der öffentlichen Meinung ausgeht, vor Augen zu führen. Das, was an materiellen Sorgen auf der Arbeiterschaft ruht, brauchen wir nicht noch besonders hervorzuheben.

In der nächsten Nummer werden wir wichtige Forderungen der Arbeiterschaft herausstellen, und in der übernächsten auf die speziellen Werbefragen zu sprechen kommen.

G. W.

Sanierungsprogramm der Regierung und Arbeiterschaft



Die Regierung Brüning zeigt den festen Willen, die deutsche Finanzwirtschaft und damit Staat und im weitesten Sinne Volks- und Länderzusammenhang wieder in gesicherte Bahnen zu lenken. Diesen Willen kann ihr auch der sachliche Gegner nicht abprechen. Ihre Tragik ist nur, daß sie in kürzester Zeit wieder gutmachen muß, was Jahre vorher aus Angst vor parteipolitischen Strömungen und aus Liebedienerel gegenüber bestimmten Schichten an Unordnung eingerissen ist. Die Regierung sieht klar das Furchtbare eines finanziellen Zusammenbruches, an dessen Anfang die Beamtensoldenerhöhung durch Herrn Köhler und an dessen Ende Bürgerkrieg, Zerstörung und Blut steht. Das will die Regierung auf jeden Fall verhüten, aber darüber hinaus strebt sie an, Deutschland endlich in geordnete Bahnen zu führen. Daß ein solches Riesenprogramm einschneidende Maßnahmen nach sich ziehen muß, bedarf kaum eines Wortes, die zudem oft um so härter sich auswirken müssen, weil die Sanierung der Finanzen in kurzer Zeit sich vollzogen haben muß. Man wird auch anerkennen müssen, daß das Reformprogramm, mit dem die Regierung Brüning am 30. September herauskam, sich wesentlich von den Glückwerken vorhergegangener Regierungen nach der Seite des Straffen und Guten hin unterscheidet. Keine Regierung wird eine schwierigeren, keine eine verantwortungsgrößere Lage meistern müssen.

Das Sanierungsprogramm selbst ist unseren Kollegen aus der Tagespresse bekannt; wir wollen es hier nur strichweise nach den Abschnitten wiedergeben: Abschnitt 1: Gehaltskürzungen von 20% (Minister, Reichspräsident, Abgeordnete) bis 6% (Beamte, Versorgungs-, Wartegeld- und Ruhegeldempfänger). Durch Kürzung der Ueberweisungen eine Sen-

kung der Beamtengehälter in Ländern und Gemeinden erreichen. Die Arbeitslosenversicherung soll ohne Inanspruchnahme des Reichshaushaltes sichergestellt werden, der Anteil der Krisenfürsorge auf 420 Millionen Reichsmark begrenzt werden. Abschnitt 2 sieht in Ländern und Gemeinden sowie den Körperschaften des öffentlichen Rechtes entsprechende Gehaltskürzungen vor. Abschnitt 3 beschäftigt sich mit Vereinfachung des Steuersystems. Abschnitt 4 sieht eine Neuordnung der Wohnungswirtschaft, besonders eine Lockerung bzw. Aufhebung der Wohnungszwangswirtschaft vor. Abschnitt 5: Organische Senkung der Realsteuern, besonders der landwirtschaftlichen Steuern. Abschnitt 6: Fortführung und Ausbau der Agrargesetzgebung. Abschnitt 7: Finanzausgleich und Steigerung der selbständigen Verantwortung der Gemeinden für ihre Ausgabenwirtschaft, freies Zuschlagsrecht für die Gemeinden. Abschnitt 8: Es wird eine Höchstgrenze für die Ausgaben der öffentlichen Hand festgelegt.

Der ungeheure Ernst unserer Lage und das Verantwortungsbewußtsein der führenden Männer hat dieses Programm diktiert. Es ist zweifelsohne in manchen Teilen schwer und hart. Dennoch wird sich jeder die Frage vorlegen müssen, ob er lieber das Ganze zum Teufel gehen lassen und damit selbst in ein Chaos hineingeschleudert werden will, oder ob man einige Härten in Kauf nehmen muß, um das Ganze zu retten. So ist die Situation. Die christliche Arbeiterschaft ist sich der Größe dieser Zeit bewußt. Sie hat nicht nur von Opfer und Volksgemeinschaft gesprochen. Sie hat auch danach gehandelt. Wenn sie Opfer trägt, verlangt sie aber mit Recht, daß alle Schichten gemäß ihrer Leistungsfähigkeit herangezogen werden.

Diese unsere Gesamteinstellung hindert uns nicht, uns vorläufig mit zwei Punkten dieses Programmes näher zu beschäftigen und ernsthaft auf die sich daraus ergebenden Konsequenzen aufmerksam zu machen.

Das Programm sieht ab 1. April 1931 eine Trennung der Reichsanstalt für Arbeitslosenversicherung vom Reichshaushalt vor. Vorläufig hat man die Beiträge zur Arbeitslosenversicherung durch eine besondere Verordnung von 4½ auf 6½% gesteigert. Man hat den Eindruck, als ob mit dieser Erhöhung der letzte Versuch gemacht werden sollte, den Versicherungscharakter auch in der Depressionszeit zu erhalten. Die vorgesehene Trennung muß aber so einschneidende Veränderungen nach sich ziehen, mit denen sich die Arbeiterschaft wirklich nicht ohne weiteres einverstanden erklären kann. Wir wollen hier nur die Folgen der Trennung aufzählen, die heute schon in der Unternehmerpresse verschiedenster Gattung genannt werden. Diese können bestehen in einer Auflösung der bisher gehandhabten Berufssolidarität, also Einrichtung von Gefahrenklassen, wie das die Notverordnung bereits vorsieht, und Auflösung der Reichsgebietsolidarität, also stärkere Verantwortlichkeit der Landesarbeitsamtsbezirke, oder aber in einer weitgehenden Zusammenlegung der heutigen drei Versorgungsarten bei Aufhebung des Versicherungscharakters und Einführung der Bedürftigkeitsprüfung überall.

Wir verkennen die Schwierigkeiten nicht, denen der Reichshaushalt bei Wirtschaftskrisen und steigender Arbeitslosigkeit ausgesetzt ist. Aber es hieße doch den Sinn der Arbeitslosenversicherung vollständig verkennen, wenn man in ihr nur eine Versicherung auf Gegenseitigkeit sähe; die Arbeitslosigkeit der Nachkriegszeit als Folge von Krieg und Inflation ist ja nicht etwa eine Angelegenheit der Unternehmer und Arbeiter allein, sondern eine Volkssache. Infolgedessen muß auch die Lastenverteilung zur Arbeitslosenversicherung anders sich gestalten als bei den übrigen Versicherungszweigen, sie sollte im wesentlichen auch vom Volksganzen getragen werden.

Ob eine Änderung des bürokratischen Aufbaues der Arbeitslosenversicherung notwendig erscheint, möchten wir be-



Franken

Am Rand der Stadt

jahren. In Vereinfachung, Zusammenlegung ließen sich bedeutende Posten sparen. Daß den „Schmarozern“ an der Arbeitslosenversicherung scharf ans Leder gegangen werden soll, daran hat auch die Arbeiterschaft ein dringendes Interesse. Selbst eine Labilergestaltung der Versicherung nach dieser oder jener Seite hin könnte im Augenblick der Not in Kauf genommen werden. Aber eine Regierung würde es schwerlich überzeugend nachweisen können, daß ausgerechnet eine Versicherung für unsere Ärmsten die schwersten Einschnitte erleben müßte, um den Etat im Gleichgewicht zu halten.

Und das Ueberzeugen wird um so schwerer fallen, weil auch im Sanierungsprogramm die Beamtenschaft in einer volkspolitisch nicht zu verstehenden Weise gut wegkommen ist. Die Reichsminister haben 20% geopfert. Das ist eine schöne moralische Geste, bringt aber wenig ein. Warum aber, so fragt man sich mit Recht, sollen die Spitzen der Gemeinden, die hohen und höchsten Beamten, die vielfach besser als die Minister bezahlt werden, nur 6% abgeben? Hier wäre eine Staffelung bis mindestens 20% angebracht gewesen. Aber es hat den Anschein, als ob die hohe Bürokratie, die bekanntlich in einer Krise am meisten anwächst, auch in dieser Notzeit wieder ihr Schäfchen ins Trockene bringen möchte. Das Ungeheuerlichste aber ist, daß heute Beamtenverbände das „Aufzählen aller verfassungsmäßigen Mittel“ ankündigen, wenn sie bei ihrer überaus gesicherten Position mal etwas abgeben sollen. Hier ist ein Punkt, bei dem das Sanierungsprogramm noch erheblich schärfer zupacken muß.

Wir hätten außerordentlich gern eine schärfere Betonung der Preissenkungen und Maßnahmen gegen verstiegene Kartellpolitik im Programm gelesen. Denn ohne größere Preissenkungen würde die Arbeiterschaft die Hauptzacke bezahlen, was sie ablehnen müßte.

Wenn das Sanierungsprogramm Opfer des ganzen Volkes fordert, dann möchten wir die Herren der Wirtschaft nicht dabei vergessen haben. Bei ihnen bedeutet nämlich ein Abbau der Einkommen mehr als nur eine schöne Geste, das kann oft geradezu zur Sanierung mancher Betriebe führen.

Das deutsche Volk steht an einem Wendepunkt seines staatlichen und wirtschaftlichen Lebens. Der ernstdenkende Teil will aus dem Elend heraus, und wenn es sein muß mit Härten und zusammengebissenen Zähnen. Nur der Radikalismus will eine Erbreiterung der Elendsfront. Wir möchten es hier scharf betonen: Das denkende deutsche Volk will und muß aus der Misere. Es wird dem Führer folgen, der Verantwortung, Mut, Entschlossenheit und Fähigkeit besitzt, wie wir sie in Brüning erblicken. Wir hoffen, daß sich der neue Reichstag der großen und ungeheuer schweren Fragen verantwortungsvoll annimmt. Seine Stunde ist heute da. Sollte aber, was wir nicht hoffen wollen, die Schicksalsstunde des Volkes ein schwaches Geschlecht von Parlamentariern finden, dann könnte es möglich sein, daß die Notwendigkeit der Zeit über sie hinwegschritte. Denn höher als Parteien und Parteipolitik steht das Leben eines Volkes, sein Schicksal und seine Zukunft.

Wbr.

Notverordnung und ihre Auswirkung auf die Krankenkassen



II.
Dergleichen bestimmt der Reichsarbeitsminister, inwieweit Mittel für den Besuch von Versammlungen, die den gesetzlichen Zwecken der Reichsversicherung dienen, verwendet werden dürfen. Hier hätte längst aus eigenem Antrieb heraus Sparsamkeit walten sollen. Man kann gerade nicht behaupten, daß es einem dringenden Bedürfnis entspricht, seitens des Hauptverbandes alljährlich 2000 bis 3000 Menschen zu einem Krankentage zusammenzuberufen. Fruchtbringende Arbeit dürfte in so einem großen Gremium nicht mehr möglich sein. Mit gutem Beispiel ist hier der Gesamtverband deutscher Krankenkassen vorgegangen, indem er 1928 den Beschluß faßte, seinen Kongreß nur alle zwei Jahre abzuhalten. Wo die Provinzialverbände doch alljährlich in kleinerem Rahmen tagen, dürfte es auch nicht notwendig sein, daneben alljährlich einen großen Reichskongreß zu veranstalten.

Nach den neuen Bestimmungen kann nunmehr ohne Zustimmung des Oberversicherungsamtes das Krankengeld von der siebenten Woche der Erwerbsunfähigkeit an von 50 auf 60% des Grundlohnes erhöht werden. Ferner kann es bei verheirateten Versicherten nach dem Familienstand gestaffelt werden. Die Zuschläge betragen 10% des Grundlohnes für die Ehefrau und 5% für jedes Kind. Der Anspruch auf Krankengeld ruht, solange die Arbeitsunfähigkeit der Kasse nicht gemeldet wird. Dies gilt nicht, wenn die Meldung innerhalb einer Woche erfolgt.

Eine sehr wichtige Neuerung ist, daß nunmehr die bisher freiwillige Familienversicherung eine Pflichtleistung ist. Danach haben nunmehr die Angehörigen, Ehegatten und Kinder, eines Versicherten, der innerhalb der letzten 6 Monate mindestens 3 Monate auf Grund eines Reichsgesetzes für den Fall der Krankheit versichert waren, gesetzlichen Anspruch auf Krankenpflege bis zur Dauer von 13 Wochen. Als Kinder gelten: eheliche, für ehelich erklärte, an Kindes Statt angenommene Kinder, die unehelichen Kinder eines männlichen Versicherten, wenn die Vaterschaft feststeht, die unehelichen Kinder einer Versicherten und die Stiefkinder und Enkel, wenn sie vor Eintritt des Versicherungsfalles von dem Versicherten überwiegend unter-

halten worden sind. Die Dauer der Krankenpflege kann ferner von 13 auf 26 Wochen als freiwillige Leistung ausgedehnt werden. Besonders wichtig ist, daß besondere Beiträge für die Familienversicherung, welche bisher nach § 384 Abs. 2 der R.V.O. erhoben werden konnten, in Zukunft nicht mehr erhoben werden dürfen.

Von den Kosten der Arznei sind mindestens 50% von der Kasse zu tragen. Als freiwillige Leistung kann die Kasse diesen Satz auf 70% erhöhen.

Neu und von großer Wichtigkeit ist die Bestimmung, wonach beim Tode eines Mitgliedes der überlebende Ehegatte, falls er nicht selbst auf Grund eines Reichsgesetzes für den Fall der Krankheit versichert ist, die Mitgliedschaft des Verstorbenen unter denselben Voraussetzungen und in derselben Weise wie ein Mitglied fortsetzen kann. Zu beachten ist hierbei, daß die Meldung hierfür innerhalb drei Wochen nach dem Tode des Versicherten erfolgt.

Erwähnenswert ist dann ferner, daß die Stellung der Krankenkassen gegenüber den Ärzten wesentlich gestärkt ist. Im Rahmen dieses Aufsatzes soll auf dieses Kapitel nicht weiter eingegangen werden.

Durch die Notverordnung ist dann noch eine Neuregelung der Krankengeldzahlung für Angestellte vorgenommen. In Zukunft wird für die Zeit, in der der Versicherte bei Arbeitsunfähigkeit Anspruch auf Lohn oder Gehalt hat, kein Krankengeld gezahlt. Hier war bisher der Arbeiter gegenüber dem Angestellten, welcher in der Regel bei Arbeitsunfähigkeit neben dem Krankengeld noch sechs Wochen lang sein Gehalt weiterbezog, stark benachteiligt. Dieser Zustand ist beseitigt. Dafür ist in Zukunft der Beitragsatz besonders zu ermäßigen oder nach Ablauf des Gehaltsanspruches das Krankengeld um 10% auf 60% des Grundlohnes zu erhöhen.

Bedeutung sind dann noch die neuen Bestimmungen über Neugründung von Krankenkassen.

Danach dürfen Krankenkassen nur errichtet werden, wenn die Mehrheit der abstimmenden beteilig-

ten Arbeitgeber und volljährigen Arbeitnehmer in nach Gruppen getrennter geheimer Abstimmung zustimmen.

Bei der Neugründung von Betriebskrankenkassen ist demnach in Zukunft eine Abstimmung vorzunehmen. Die Zustimmung des Betriebsrates allein genügt nicht mehr.

Der Gründung kleiner und kleinster Kassen ist ebenfalls ein Riegel vorgehoben. In Zukunft müssen mindestens 150 Versicherungspflichtige für die neue Kasse nachgewiesen werden bzw. in den Betrieben, für die die Kasse errichtet werden soll, beschäftigt sein. Diese Bestimmungen sind besonders zu begrüßen. Allerdings hätte der Abstimmungsmodus schärfer gefaßt werden dürfen. Auch die Zahl von 150 Versicherungspflichtigen ist reichlich niedrig. Immerhin ist aber ein Fortschritt erzielt worden. Kassen, welche am 28. Juni nicht nur vorübergehend weniger als 150 Mitglieder hatten, müssen zwingend geschlossen werden.

Zweck dieser Notverordnung ist, ohne wesentliche Einschränkung der Leistungen Ersparnisse zu erzielen und die Beiträge möglichst zu senken. So bestimmt dieselbe, daß in Zukunft der Höchstbetrag statt $7\frac{1}{2}\%$ nur 6% des Grundlohnes betragen darf. Soll der Beitrag auf $7\frac{1}{2}\%$ oder darüber festgesetzt werden, so ist die Zustimmung des Reichsversicherungsamtes erforderlich.

Den Kassen ist fernerhin aufgegeben, binnen einer Frist von drei Monaten nach Inkrafttreten der Verordnung die Beiträge unter Berücksichtigung der Änderungen der Verordnung neu festzusetzen.

Bei Durchführung der Notverordnung wird es dem größten Teil aller Krankenkassen möglich sein, die Beiträge zu ermäßigen. Ohne die gestellte Frist, welche am 28. Oktober 1930 abläuft, voll abzuwarten, haben bereits eine Anzahl Kassen die Beiträge ermäßigt. So berichtete Herr Verwaltungsdirektor Schulte vom Gesamtverband deutscher Krankenkassen auf der Tagung des Provinzialverbandes rheinischer Krankenkassen am 21. September 1930, daß von 94 befragten Kassen bereits 69 Kassen ihre Beiträge ermäßigt haben.

Ein frappantes Beispiel, inwieweit die Beiträge ermäßigt werden können, ergibt sich bei der Allgemeinen Ortskrankenkasse Stuttgart. Sie ermäßigte ihren Beitrag generell von 7,2 auf 6% des Grundlohnes, das ist $1,2\%$. Für Versicherte mit einem Rechtsanspruch auf Weiterzahlung des Arbeitsentgeltes im Falle der Erwerbsunfähigkeit infolge Krankheit für mehr als zwei Wochen — die keinen Anspruch auf Krankengeld haben — wird der Beitrag auf $5,5\%$ ermäßigt. Besteht der Rechtsanspruch auf Weiterzahlung des Arbeitsentgeltes für mehr als vier Wochen, so ermäßigt sich der Beitrag auf 5% des Grundlohnes. Die Ermäßigung beträgt generell $1,2\%$, bei Anspruch auf Arbeitsentgelt im Falle der Krankheit für zwei Wochen $1,7\%$ und für vier Wochen gar $2,2\%$ des Grundlohnes.



Der Unorganisierte und der gewerkschaftlich Gleichgültige sägt den Ast ab, auf dem er sitzt

Bei einem Arbeitsentgelt von 150 RM beträgt die Beitragseinsparung bei $1,2\%$ Ermäßigung monatlich 1,80 RM oder jährlich 21,60 RM. Davon entfallen 14,40 RM auf den Versicherten. Im zweiten Falle, bei $1,7\%$ Ermäßigung, beträgt die Einsparung bei dem gleichen Arbeitsentgelt insgesamt 28,20 RM oder 19,60 RM für den Versicherten. Bei $2,2\%$ Ermäßigung beträgt die Ermäßigung insgesamt 37,20 RM oder 25,60 RM für den Versicherten. Man sollte meinen, daß diese Beträge im Normalfalle mehr als ausreichend sind, die Gebühr für die notwendigen Krankenscheine und Rezepte zu zahlen.

Die Besondere Ortskrankenkasse für das Handelsgewerbe in Stuttgart ermäßigte ihre Beiträge generell von 5,7 auf 5% des Grundlohnes. Bei Anspruch auf Arbeitsentgelt im Falle der Krankheit für zwei Wochen und Fortfall des Krankengeldes für die gleiche Zeit von 5,7 auf $4,5\%$ des Grundlohnes. Besteht der Anspruch auf Arbeitsentgelt unter Fortfall des Krankengeldes für mehr als vier Wochen, so wird der Beitrag von 5,7 auf $3,75\%$ des Grundlohnes ermäßigt. Das sind $0,7$, $1,2$ und $1,95\%$ Ermäßigung.

Das bedeutet im Falle der Allgemeinen Ortskrankenkasse Stuttgart eine Ermäßigung um fast ein Drittel, genau $32,72\%$, im Falle der Besonderen Ortskrankenkasse für das Handelsgewerbe in Stuttgart um $29,23\%$.

Daß die Notverordnung auch Nachteile enthält, ist gewiß bedauerlich und wird von uns wahrhaftig nicht begrüßt. Besonders hart wird die Änderung der Bestimmungen über Hausgeld empfunden. Der § 186 RVO. sagt, daß den Angehörigen des Versicherten, die von ihm ganz oder überwiegend unterhalten wurden — neben der Krankenhauspflege für den Versicherten —, ein Hausgeld in Höhe des halben Krankengeldes zu zahlen ist. Der § 194 RVO. gab den Kassenorganen das Recht, das Hausgeld bis zum Betrage des gesetzlichen Krankengeldes zu erhöhen.

Die Notverordnung macht hier nun eine Einschränkung. Danach kann auch in Zukunft für Versicherte mit mehr als einem Angehörigen das Hausgeld durch Zuschläge bis zur Höhe des gesetzlichen Krankengeldes erhöht werden. Der Zuschlag darf aber für jeden weiteren Angehörigen 5% des Grundlohnes nicht übersteigen.

Diese Einschränkung war zweifellos nicht notwendig und belastet den Kranken, der in ein Krankenhaus, Genesungs-, Erholungs- oder Kurheim eingewiesen wird, noch obendrein mit der schweren Sorge um das Wohlergehen seiner Angehörigen.

Das Hausgeld belastet den Etat der einzelnen Krankenkassen nicht sonderlich. Bei einer ganzen Reihe Ortskrankenkassen am Niederrhein betrug das Hausgeld im Jahre 1928 im Durchschnitt pro Mitglied und Jahr 1,21 RM. Die Einsparung durch die Notverordnung wird hier nur eine ganz minimale sein. Richtiger ist es schon, wenn von den Kassen auf eine möglichst weitgehende Beschränkung der Krankenhauspflege auf das unbedingt notwendige Maß gedrängt wird. Auf diese Weise wird nicht nur das Hausgeld gesenkt, sondern auch die nicht unbeträchtlichen Kosten für die Krankenhauspflege. Diese beliefen sich für die gleichen schon oben genannten Kassen für das Mitglied auf 10,77 RM und für Angehörige auf 2,25 RM pro Kopf und Jahr. Leider stoßen die Krankenkassen in diesem Punkte auf harten Widerstand.

Es muß deshalb gefordert werden, daß diese Härte sobald wie möglich beseitigt wird. Nachteile mögen angesichts der großen Notlage nicht zu umgehen gewesen sein. Man soll aber nicht nur diese sehen, sondern auch anerkennen, daß die gleiche Notverordnung eine Reihe Verbesserungen bringt, die freudig begrüßt werden können.

Große Anforderungen werden in kommender Zeit an die gesamte Sozialversicherung gestellt werden. Da gilt es, Ausgleichungen vorzunehmen, um das gesamte Gebäude der Sozialversicherung fest und sicher zu erhalten. G. Pelster.

Mehr Sorge um die Arbeitslosen

Eine Aussprache

VI.



Der Vorschlag in der letzten Nummer unseres Verbandsorgans, 50 Pf. monatlich auf Konto „Mehr Sorge“ für unsere arbeitslosen Verbandsmitglieder zu zahlen, wird eifrig diskutiert. Vor die Frage gestellt, so etwas durchzuführen, erklären unsere in Arbeit stehenden Kollegen fast allgemein ihre Zustimmung zu dem Vorschlag. Gleichzeitig beweisen sie damit erneut, daß gerade im Christlichen Metallarbeiterverbande der Gedanke der Selbsthilfe und des Sürineinandereinstehens praktiziert wird.

Immer noch ist und bleibt wahr, daß die erste und beste Hilfe die Selbsthilfe ist. Wenn aber, wie schon seit Jahren und besonders gegenwärtig, z. B. die Arbeitslosigkeit zur Volksnot angewachsen ist, muß die Selbsthilfe die Volkshilfe und Staatshilfe wirksamer machen.

Auf dieser Linie liegt auch der Vorschlag im Verbandsorgan Nr. 34, an die Kommunen, Provinzen und Regierungen heranzutreten, uns finanzielle und andere Mittel zum Ausbau unserer Hilfe für die arbeitslose Jugend zur Verfügung zu stellen. Neue Geldmittel flüssig zu machen, ist schwierig. Und wenn Kollege Schwarz hiervon nicht viel erhofft, sieht er zweifellos die Sache richtig. Aber das ist nicht der einzige Weg. Jährlich wird mit Recht eine beträchtliche Summe für Zwecke der Jugendpflege verwandt. Zum Beispiel sind uns die geldlichen Leistungen der Kreise und Städte auf dem Gebiete der Jugendpflege im Regierungsbezirk Düsseldorf bekannt.

Beihilfen aus Staatsmitteln für körperliche und geistig-sittliche Jugendpflege wurden 1927 im Regierungsbezirk Düsseldorf gewährt 285 499 RM, aus kommunalen Mitteln 3 544 115 RM. 1928 wurden als Beihilfen für geistig-sittliche und körperliche Jugendpflege gewährt aus Staatsmitteln 229 200 RM, aus kommunalen Mitteln 4 734 536 RM.

Diese Summen kamen der gesamten und damit hauptsächlich der wenig oder gar nicht gefährdeten Jugend, die in

Arbeit oder in der Schule ist, zugute. Angesichts der großen Arbeitslosigkeit schlagen wir vor, diese Mittel einmal ganz oder in erheblichem Maße nur zum Schutze und zur Ausbildung der arbeitslosen Jugend zu verwenden. Auch hier gilt der Grundsatz: Dem Ärmsten die Hilfe zuerst!

Wir appellieren an unsere Kollegen, zu überlegen, ob nicht bei einigem guten Willen der betreffenden Stellen für unsere arbeitslose Jugend etwas zu erreichen ist. Zu diesem Zwecke müssen wir mehr heran an das Preussische Wohlfahrtsministerium, das Richtlinien über die Verteilung der Jugendpflegegelder erläßt, an die Provinzen und an die Kommunen.

Mitunter werden die Jugendverbände aufgefordert, Anträge zur Erlangung staatlicher Beihilfen zu stellen. Mit noch größerem Rechte kann dies geschehen für die arbeitslose Jugend.

Weiter veranstalten eine Anzahl Städte in Verbindung mit den Berufs- und Arbeitsämtern dauernd Kurse für die arbeitslose Jugend. Andere Städte tun wenig oder nichts. Hier könnte etwas Druck nichts schaden, besonders, wenn man unser Einsehen für die Arbeitslosen mit einer „Handbewegung“ abzutun versucht.

Nach § 137 des Gesetzes über Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung „kann der Vorsitzende des Arbeitsamts Veranstellungen zur beruflichen Fort-

Erich Glimm †

Kollege Glimm, der Dezent für Arbeitsrecht am Gesamtverband in Berlin, ist am Mittwoch, 1. Oktober, plötzlich verschieden. Unser Verbandsklassierer Kollege Segemann, zu einer Revision in Berlin tätig, begrüßte den Kollegen Glimm noch am Mittag des 1. Oktober. Glimm sagte lachend, daß er sich noch selten so wohlgeföhlt habe wie gerade jetzt, und eine halbe Stunde später war er schon eine Leiche. Ein Herzschlag hatte seinem Leben ein Ende gesetzt. Der Gesamtverband verliert in Kollegen Glimm einen tüchtigen, fleißigen, stets hilfsbereiten Mitarbeiter. Auch wir werden sein Andenken in Ehren halten. Er möge ruhen in Frieden!

Taras Bulba, der Kosakenhetman

A. W. Gogol.

XVI.

„Wehe, Ostap!“ schrie Taras und bahnte sich einen Weg zu ihm, alles wie Kohlköpfe niederhauend, was ihm im Wege war.



Aber da wurde er selbst getroffen wie von einem Schlag mit einem schweren Stein. Er verlor die Besinnung; einen Augenblick noch wirbelten vor seinem Blick durcheinander Köpfe und Lanzen, Bliz und Rauch,

Blätter und Zweige, und dann fiel er zur Erde wie ein gefällter Stamm und lag bewußtlos.

* * *

„Es scheint, ich habe lange geschlafen“, sagte Taras Bulba, als er erwachte und fühlte sich noch wie zerföhren und mühte sich, das zu erkennen, was um ihn war.

Eine große Schwäche lähmte ihn. Langsam unterschied er Wände und Türen eines ihm fremden Zimmers. Schließlich sah er, daß jemand neben ihm saß und aufmerksam seine Bewegungen beobachtete. Der Mann neben ihm war Towkatsch, der Kosak, und der dachte nur als Antwort: „Ja, du hättest leicht für immer einschlafen können.“

Er jagte es aber nicht und bedeutete ihm nur, daß er schweigen müsse.

„So sage mir wenigstens, wo ich hier bin“, sagte Taras, als er sich immer noch um die Erinnerung an das Geschehene mühte.

„Sei still!“ sagte Towkatsch streng, „was willst du noch wissen? Fühlst du nicht, daß du überall verwundet bist? Wir sind zwei Wochen geritten, daß die Pferde fast zugrunde gingen. Das Fieber drohte dich zu zerstören, und heute hast du zum erstenmal ruhig geschlafen; nun mußt du aber schweigen, sonst schadest du dir.“

Taras konnte sich noch immer nicht besinnen.

„Aber die Polen hatten mich doch umringt. Ich weiß doch, daß es mir unmöglich war, mich durchzuschlagen.“

„Wirst du nun endlich schweigen!“ sagte Towkatsch zornig, nicht anders als eine Amme, die durch das Geschrei des Säuglings aufgebracht ist. „Warum willst du wissen, wie du gerettet wurdest? Es genügt vollkommen, daß wir dich gerettet haben, und wir müssen heute wieder reiten und noch die ganze Nacht hindurch auf dem Pferde sein. Glaubst du etwa, man hätte dich für einen gewöhnlichen Kosaken gehalten? Nein, mein Kind, 2000 Dukaten sind für deinen Kopf geboten.“

„Und Ostap!“ schrie hier Taras, indem er versuchte, sich aufzurichten. Plötzlich war ihm die Erinnerung gekommen, wie Ostap vor seinen Augen gelnebelt wurde und in die Gewalt der Polen kam. Ein heftiger Schmerz wühlte in seinem alten Haupt. Er riß sich die Binde los, er wollte laut rufen und konnte doch nur flammeln. Die Phantasien des Fiebers über-

bildung und Umschulung insoweit aus Mitteln der Reichsanstalt einrichten oder unterstützen oder das übliche Schulgeld für die Teilnahme zahlen, als sie geeignet sind, Empfänger von Arbeitslosenunterstützung der Arbeitslosigkeit zu entziehen". Kraft der Verordnung zur Förderung der Arbeitsaufnahme vom 30. September 1927 (Reichsarbeitsblatt Nr. 28, Jg. 1927, S. I 444, Art. 3 Abs. 1 b) gelten

die Bestimmungen der §§ 132 bis 137 auch für Schullehrer und Lehrlinge, die eine Anwartschaftszeit noch nicht erfüllen konnten. Da in diesem Jahre die Arbeitslosigkeit der Jugendlichen weiter zunahm und die Unterbringung der Schulentlassenen in Arbeits-, Anlern- oder Lehrstellen erschwert ist, mußte mehr noch als bisher der § 137 verwirklicht werden.
Vertrauensmann Stadtverordneter Sr.

Was ich an der Straßenbahnhaltestelle erlebte

Auch ein Kapitel zur Werbearbeit



Abend ist es. Abgespannt von der vollbrachten Tagesarbeit kehrt ich dem Werke den Rücken. Die langgezogene Kette von Menschen, die an der naheliegenden Straßenbahnhaltestelle stehen, ist in Bewegung geraten. Ein Wagen der Straßenbahn ist der Grund dafür, der heißersehnte, der die Menschen schnell ihrem Ziele näherbringt. Einige laufen dem Wagen schon entgegen, um im Sprunge sich einen Platz zu erobern, denn der Wagen wird überfüllt werden. Die Bewegung unter den Wartenden wird stärker, und als der Wagen hält, will ein jeder der erste sein. Es kann nur einer der erste sein, denke ich und verfolge genau das Aus- und Einsteigen. Ausgestiegen ist nur ein einzelner Mann. Er wird sofort zur Seite gedrängt, und „haste was kannst“ ist der Wagen besetzt. Einige haben das Nachsehen, sie kommen nicht mit. Die Gesichter werden lang und länger, weil der Wagen abfährt, und doch möchten sie alle gern mit. Da durchzuckt mich ein Gedanke. Warum konnten die Menschen nicht alle mitfahren? Ist es eine Folge, aus der man seine Lehre ziehen kann? Wessen Schuld ist es? Ist es die der harrenden Menschen oder gar die Schuld der Straßenbahn, welche doch ihren Betrieb so fein organisiert haben will?

Wer macht mit, so frage ich mich, dieses Uebel zu beheben? Wer macht mit, diese Wartezeit einzudämmen? Denn jede Minute ist kostbar und außerdem verlorene Zeit. Mit Schimpfen kommt man ja nicht vorwärts.

Ob Schuld oder Nichtschuld, etwas hat hier nicht geklappt, genau so wie heute im Betriebe, dem ich eben den Rücken gekehrt habe. Die wartenden Menschen sind größtenteils

Kollegen, die ich kenne, weil sie auf dem gleichen Werke beschäftigt sind. Ihrem Aerger haben sie Luft gemacht, und wahllos schimpfen sie durcheinander, als ich mich anschicke, zu ihnen zu gehen. Ich höre gerade die Worte: „Alles versagt, niemand hilft!“

„Wer hilft nicht, wer versagt?“ frage ich und bin mitten unter ihnen. Die Antwort bleiben sie mir schuldig.

Doch ich fange an und frage: „Wer macht mit?“ Keiner sagt etwas. Also fange ich an: „Ihr seid der Uebelstände hier überdrüssig. Ihr wollt nach Hause, und trotzdem müßt ihr warten. Ihr wißt, daß ich organisiert bin und daß Organisation Zusammenschluß bedeutet. Ihr wißt auch, daß durch die Organisation die Uebelstände beseitigt werden können. In eurem Willen liegt die Kraft, ihr seid euch dessen nur nicht bewußt. Unser Verband und das Kartell werden hier schon geeignete Maßnahmen ergreifen und vorstellig werden bei der Straßenbahn. Aber wir selbst müssen mithelfen.“

Sie wissen, was ich meine, denn schon lange habe ich sie umworben; die meisten sind nämlich unorganisiert.

„Wer macht mit?“ so frage ich noch einmal, und ein tiefer Bass ertönt: „Ich!“ Eine Hand legt sich auf meine Schulter. Ich schaue mich um und erblicke einen Kollegen, der organisiert, ja sogar Vertrauensmann einer Abteilung ist. Ohne zu fragen, was es gibt, sagt er: „Ich!“ und in seinen Mienen lag entschlossenes Handeln. Eine kurze Aufklärung, und er war im Bilde. Vereint ging es nun los. Wir hatten nicht eher Ruhe, bis der Erfolg uns sicher war. Die Aufklärung hatte gewirkt; sie versprachen, unserem Christlichen Metallarbeiterverband beizutreten, einer sogar sofort. Die Auf-

fielen ihn von neuem. Unsinnige Worte ohne Verstand und Zusammenhang kamen von seinen Lippen. Toplatjch überhäufte ihn mit Scheltworten. Er wickelte ihn fest wie ein Kind, verband die aufgerissene Wunde von neuem, hüllte ihn in ein Rinderfell und band ihn mit Stricken auf den Sattel eines Pferdes.

„Und würdest du auch sterben, so würde ich dich doch ins Vaterland zurückbringen. Kein Pole soll deinen Leichnam verhöhnern, zerreißen und zerstreuen, und wenn schon die Adler dich fressen, so sollen es doch wenigstens die Adler unserer Steppe und nicht die polnischen Adler sein. Ich bringe dich auf jeden Fall, tot oder lebendig, in die Ukraine.“

So sprach der treue Waffengefährte und ritt mit ihm immer weiter, Tag und Nacht, ohne Ruhe und Raft.

Endlich erreichte er mit dem Bewußtlosen die Setjch. Er behandelte ihn mit allen Mitteln, die er kannte, ließ ihn trinken, was ihm heilsam schien, und endlich fühlte Taras sich besser. Seine Wunden heilten, und nur die tiefen Narben zeigten, wie schwer der alte Kosak verletzt worden war. Seine Gesundheit kam wieder, aber er blieb mürrisch und verschlossen. Tiefe Falten waren auf seiner Stirn und verschwanden nicht wieder. Als es ihm möglich war, wieder durch die Setjch zu gehen, da fand er keinen seiner alten Kameraden; sie waren sämtlich gefallen.

Auch die anderen, die die Tataren verfolgt, waren nicht wiedergekommen. Die Saporogen hatten unterdessen eine Meeresfahrt unternommen. Zweihundert Kähne schwammen den Fluß hinab. Sie segelten bis an die Küste Kleinasiens, wo sie Brand und Mord an den blühenden Gestaden verbreiteten. Sie vernichteten alle Weinberge, besudelten die Flöße und gürten ihre Röcke mit kostbaren perzischen Tüchern. Noch lange, nachdem sie wieder abgezogen waren, fand man an den Orten der Verwüstung die kleinen, kurzen Tabakspfeifen der Kosaken. Als sie auf der fröhlichen Heimfahrt waren, verfolgte sie ein türkisches Kriegsschiff, und eine gut gezielte Ladung der Geschütze schlug unter die leichten Kähne wie das Schrot eines Jägers in einen Schwarm Enten. Fünfzig Kähne versanken. Der Rest fand sich mühsam wieder zusammen, aber sie kehrten mit zwölf Tonnen voll Zehinen heim. Aber auch das war Taras jetzt gleichgültig. Er ging jeden Tag in die Steppe hinaus, als ob er jagen wollte, aber sein Gewehr wurde niemals abgeköpft. Es lag neben ihm nutzlos im Graze, während er auf einem Steinblock saß

und voll Traurigkeit über die weite Ebene sah. Er saß mit gebeugtem Haupt und sagte nur immer: „Mein Ostap, mein Ostap!“

Endlich raffte er sich auf und sagte: „Möge werden, was will, aber ich muß auf jeden Fall wissen, was aus ihm geworden ist, ob er lebt oder schon im Grabe liegt. Ich muß es wissen um jeden Preis!“

Eine Woche danach befand er sich schon in der Stadt Umane, zu Pferde, mit der Lanze, den Säbel zur Seite, den Reisebeutel am Sattel; ein Topf Grütze, Kugeln und die Kette seines Pferdes bildeten das übrige Gepäck. Er ritt vor eine schmutzige und liebliche Hütte, deren Fenster Scheiben so klein und trübe waren, daß man sie kaum erkennen konnte. Vor der Tür des Hauses lag Schmutz und Schutt in Haufen.

Als der Reiter vor dem Hause hielt, schaute eine Jüdin heraus. Bulba stieg ab, zog den Zügel durch einen Ring in der Mauer und fragte die Frau: „Ist dein Mann zu Hause?“

„Ja“, antwortete die Jüdin und beeilte sich, Safer für das Pferd und einen Krug Bier für den Reiter zu bringen.

„Wo ist dein Jude?“

„Er ist im Zimmer und spricht das Gebet“, sagte die Jüdin leise und neigte sich tief vor Bulba und wünschte ihm Leben und Gesundheit, als er den Krug an die Lippen setzte.

„Bleibe hier draußen bei meinem Pferd, ich habe mit Dankel allein zu reden.“

Dankel, der Pächter und Schankwirt in der kurzen Zeit geworden war, hatte seine Hand schon in allen Geschäften der ganzen Umgegend und hatte den Junkern und Herren das Geld abgezogen, so daß seine Gegenwart überall jähbar wurde.

Taras trat ins Zimmer. Der Jude betete; er schlenkerte im Tempo seiner gemurmelten Worte den Körper nach links und rechts, neigte sich und hob beide Hände. Als er sich zum letzten Male umwendete, um nach der Vorchrift seiner Gemeinschaft auszuspeien, sah er Bulba, der hinter ihm stand, und jogleich glänzten vor seinen Augen die zweitausend Dukaten, welche als Preis auf das Haupt des Kosaken gesetzt worden waren. Doch schämte er sich dieses Gedankens, weil ihn Taras Bulba damals in der Setjch errettet hatte, und er bemühte sich, die Bier nach dem Geld in seiner Seele zu unterdrücken.

nahme wurde schnell erledigt. Ich drückte meinem Vertrauensmann die Hand; wir sahen uns in die Augen, und ihre Sprache war, daß das Heil aller Kräfte in der Vereinigung liegt.

Wer macht mit? — so rufe ich allen Vertrauensleuten des Christlichen Metallarbeiterverbandes zu, heute, wo es dem arbeitenden Volke, besonders dem Arbeiter so bitter zumute ist; heute, wo ein jeder die Hilfe nötig hat; heute, wo wir im Kampfe stehen gegen reaktionäre Mächte, welche von selbst

dem schwer ringenden Volke nicht geben wollen, was ihm schon lange gebührt.

Wer macht mit? — so rufe ich allen unseren Funktionären zu, heute in dem entscheidenden Moment, heute im Monat Oktober, wo der Verband zur Hausagitation aufruft, heute, wo wir den Verband und uns selbst ein Stück voranbringen wollen.

Wer macht mit? — Wir alle!

J. Gräf, Duisburg-Wanheim.

Grenzen zwischen christlichen und sozialistischen Gewerkschaften

(Schluß.)

Wir lehnen es also ab, die Gewerkschaften auf eine rein opportunistische Lohn- und Arbeitsbedingungenpolitik des Tages beschränken zu wollen. Das war hinreichend für den Umfang der kleinen Fachgewerkschaften vor etwa 70 Jahren. Heute ist die Gewerkschaftsbewegung viel zu umfangreich, ist das Ziel des Aufstieges der Arbeiterschaft, ihre Erlösung aus jahrtausendealten Fesseln viel zu groß, und jeder Weg, der zu diesem Ziele wirklich hinführt, schneidet viel zu tief in die bestehenden Lebensordnungen und Gesellschaftsgliederungen aller übrigen Bevölkerungsschichten ein. Was wir brauchen, ist eine Umstellung des Volkes auf erhöhte produktive Leistung, welche dem ganzen Volk zugute kommt, und ist eine Neuordnung der Güterverteilung. Das ist nicht zu erreichen ohne große grundsätzliche Entscheidungen und ohne den Entschluß zu einer sehr tiefgreifenden, sehr durchgreifenden Politik der Neuordnung. Die Arbeiterschaft wird in dem gleichen Maße, aber auch nur in diesem Maße, zu Macht und zu Geltung aufsteigen, als sie den Mut und die Kraft hat, die Verantwortung solcher Neuordnung zu übernehmen ohne Haß, ohne Furcht, unter dem Gesichtspunkt einer höheren Gerechtigkeit, welche es wiederum auf religiöser Grundlage zu verwirklichen gilt.

II. Religiöse Grundlegung gegen staatliche Grundlegung des gesellschaftlichen Lebens.

Auch hier greifen wir einen entscheidenden Punkt heraus. Sturmfels fordert, daß die Arbeit, das Ansehen der Arbeit gehoben werde durch „höhere öffentliche Geltung“ der Arbeit, durch Auffassung der Arbeit als eines „öffentlichen Berufes“.

Er geht dabei offenbar von der Voraussetzung aus, daß Arbeit solcher künstlichen staatlichen Abstempelung bedürfe, um als Wert zu gelten. Zugrunde liegt scheinbar die Ansicht, als ob die Arbeit nicht an sich Wert in sich trage und als ob das Vorurteil unserer feudalen Schichten gegen die Arbeit vom Staat abgeschafft werden könne.

Wir glauben, daß er hier die Macht des Staates ungeheuer überschätzt. Versucht der Staat trotzdem, der Arbeit von sich aus Wert zu geben, so ergibt sich daraus der Typus des Menschen, den wir doch alle aus praktischer Erfahrung kennen, der vom Staat für eine gewisse zeitlich begrenzte Dienstleistung bezahlt wird und diese Arbeitsleistung vollbringt in dem Bewußtsein, daß es sich eigentlich nicht um „Arbeit“ handelt, welche vielmehr als entehrend empfunden wird, sondern um „Dienst“ am Staate, der als ehrenvoll gilt. Man züchtet also gerade dadurch das Gefühl, für „Arbeit“ eigentlich zu gut zu sein. Für den Christen dagegen ist Arbeit eine sittliche Pflicht, eine persönliche Notwendigkeit (denn sie bildet die Grundlage jeder aufsteigenden Lebensdisziplin) und eine religiöse Gnade. Gewiß, Arbeiten ist schwer. Arbeit ist mit dem Fluch der Erbsünde belastet, deren Wesen in der Arbeit und in der Einstellung des Menschen zur Arbeit vielleicht am klarsten zutage tritt. Aber Arbeit ist zugleich der Weg für den Menschen, welcher über diese Gebundenheit unserer schwachen und sündhaften Natur zur Freiheit führt. Alle staatliche Macht der Welt kann von diesem Adel der Arbeit, welcher religiöser Art ist und auf göttliche Ordnung zurückgeht, nichts hinwegnehmen, kann diesem Adel nichts hinzufügen. Wehe dem Volke, wehe jener Kultur, welche über

„Höre mich an, Dankel“, sagte Taras zum Juden, der ihn mit schuldbiger Ehrfurcht grüßte und in gewohnter Vorsicht die Stube verschloß. „Du weißt, ich habe dir dein Leben gerettet, jetzt erwarte ich von dir den Gegendienst.“ Dankels Gesicht verfinsterte sich etwas, denn er wußte, daß er ein verlorener Mann war, wenn ein Geschäft zwischen ihm und Taras Sulba bekannt wurde.

„Was für einen Dienst erwartet der Herr Taras? Wenn es steht in meinen Kräften, warum sollte ich es nicht tun?“

„Rede keine überflüssigen Worte. Du sollst mich nach Warschau führen.“

„Nach Warschau, warum nach Warschau?“ fragte er und hatte eine unbehagliche Vorstellung.

„Du mußt mich auf jeden Fall nach Warschau bringen, ganz gleich, was daraus wird. Ich will ihn sehen und mit ihm sprechen.“

„Mit wem sprechen?“

„Mit meinem Sohne Ostap.“

„Haben Euer Gnaden gehört, daß ...?“

„Du brauchst mir nichts zu sagen. Ich weiß alles. Zweitausend Dukaten sind auf meinen Kopf gesetzt. Die Polen wissen wohl, was ich wert bin. Du sollst aber kein schlechtes Geschäft machen, und ich biete dir fünftausend. Die ersten zweitausend zahle ich dir gleich bar, den Rest, wenn ich zurück bin.“ Und Taras Sulba zog einen Beutel mit zweitausend Dukaten hervor und reichte sie dem Juden.

Der fuhr mit der Hand zu und nahm die goldenen Münzen prüfend zwischen die Finger. „Ah, so schöne Münzen. Ich glaube, wer diese Dukaten an Eure Herrlichkeit verlor, ist aus Verzweiflung geradeswegs zum Fluß gelaufen, um sich zu eräufen.“

„Ich hätte dich nicht aufgefordert, mich nach Warschau zu bringen, wenn ich nicht wüßte, daß ich für allerhand Tücken und Schliche nicht geeignet bin. Den Weg fände ich selbst, aber die Polen würden mich wohl doch erkennen und abfassen. Aber du bist dazu wie gemacht, ihre List noch zu überlisten. Darum komme ich zu dir, und nun vorwärts! Spann den Wagen an und fahre mich gut.“

„Eure Herrlichkeit glaubt, daß es damit gemacht ist, ein Pferd aus dem Stall zu holen und vorzuspannen und damit abzufahren? Ich kann Euch nicht fahren, ohne Euch gut zu verstecken.“

„Gott, versteck' mich, wo du willst; meinetwegen in eine leere Tonne.“

„Ach nein, ich kann doch Eure Herrlichkeit nicht in eine leere Tonne stecken! Würde nicht jeder glauben, ich fahre Branntwein nach Warschau?“

„Und warum sollten sie nicht glauben, daß es Branntwein sei?“

Da hob der Jude im Schreck über so wenig Umsicht die Augen zum Himmel und faßte verdutzt seine langen Haarsträhnen mit beiden Händen.

„Warum tust du so verwundert?“

„Als ob Eure Herrlichkeit nicht wüßten, daß Gott den Branntwein geschaffen hat, damit er getrunken werde. Und jeder Strohsunker würde meilenweit hinter der Tonne herlaufen und ein Loch hineinbohren, und wenn er sieht, daß nichts herausläuft, würde er denken, ein Jude führt keine leeres Faß umsonst so weiten Weg; dahinter steckt etwas, und er würde schreien: „Man greife den Juden; man binde den Juden, man nehme dem Juden alles Geld und bringe ihn ins Gefängnis“, weil alle Schlechtigkeit auf uns Juden zurückfällt.“

„Gut, geht es also nicht, so verberge mich in einer Ladung Fische.“

„Bei Gott, das ist auch unmöglich; ganz Polen ist jetzt ausgehungert, sie stehlen mir die Fische vom Wagen, und Eure Herrlichkeit wären entdeckt.“

„Dann führe mich meinetwegen unter dem Schutz des Teufels, aber führe mich.“

„So muß der Herr hören“, sagte der Jude, „ich will Euch etwas sagen. Überall in Polen werden jetzt Festungen und Forts gebaut, französische Ingenieure sind gekommen. Auf allen Wegen werden Steine zum Bau gefahren. Eure Herrlichkeit legen sich auf einen Wagen, und ich packe Mauersteine herum und darüber, und Eure Herrlichkeit ist stark genug, die Last zu tragen. Ich werde aber unten im Brett eine kleine Öffnung machen, um Bier und Brot hineinzureichen.“

„Mach' es, wie du willst, aber führe mich.“

Schon nach einer Stunde rumpelte ein mit Mauersteinen beladener Wagen, der mit zwei klapperdürren Säulen bespannt war, aus der Stadt.

den Erscheinungen der Kultur — von Kunst und Wissenschaft bis zu Truppenparaden — vergißt, daß Arbeit selbst Grund, Inhalt und Wesen aller Kultur ist: Volk wie Kultur sind dem raschen Untergange verfallen. Eine staatliche Grundlegung der Arbeit aber führt niemals zu jener religiösen Demut in der Arbeit, welche jede wirkliche Arbeitsleistung fordert, sondern sie führt immer zu jener selbstgefälligen Pose der Arbeit, der Vielgeschäftigkeit, der Arbeitsüberlastung, welche wir so gut kennen.

Was hier von der Arbeit gesagt wird: daß nämlich die Würde der Arbeit die Würde des Staates übertreffe, daß der Staat die Arbeit voraussetzt und auf sie begründet ist, daß aber die Würde dieser Arbeit nicht auf den Staat begründet werden kann, — gilt nun für alle Gebiete religiösen und sittlichen Lebens: Der Staat schafft diese Werte nicht, er definiert sie nicht; er setzt sie vielmehr wesentlich voraus. Die Frage ist nicht, ob das so ist oder nicht so ist, sondern ob man den Sachverhalt anerkennen will oder nicht.

Die christlichen Gewerkschaften wenden sich also gegen die Bestrebungen, aus dem Staate einen Gott zu machen, den

Begriff der Souveränität des Staates über die staatsrechtliche Sphäre hinaus zu steigern in die sittliche und metaphysische und religiöse Sphäre, in welchem sich heute wie je in früheren Zeiten der einzelne Mensch mit dem Göttlichen auseinanderzusetzen hat. Auch der Staat soll immer nur Diener dieses Göttlichen sein.

* * *

Unser Einwand gegen den modernen, nicht revolutionären, kompromißbereiten Sozialismus ist also erstens Flachheit der Ziele und zweitens Flachheit der Grundlegung. Und zwar entspricht die Flachheit der Ziele der Flachheit der Grundlegung, und beide sind verwurzelt darin, daß dem Sozialismus eine bewußte religiöse Grundlegung mangelt, auch, wenn er und insofern er seine Feindseligkeit gegen die Religion aufgegeben hat.

Was also die christliche Gewerkschaftsbewegung von der sozialistischen trennt, das sind zwar feinere Dinge als früher, aber die Unterschiede sind kaum weniger groß als früher. Wohl aber ist, wenigstens heute noch, die Gefahr größer, daß die Unterschiede übersehen werden.

Dr. H. Lufft.

Verbandsgebiet

25 Jahre Urberach (Hessen)

Unsere Zahlstelle des Christlichen Metallarbeiterverbandes beging ihre 25jährige Gründungsfest. Aus diesem Anlaß hatten sich im katholischen Vereinshaus eine stattliche Anzahl Freunde und Gönner eingefunden, um mit den christlichen Metallarbeitern dieses Tages zu gedenken. In seiner Begrüßungsansprache konnte der rührige Vorsitzende der Ortsgruppe, Kollege Genfert, unseren Bezirksleiter Kollegen Weip, den hochwürdigen Herrn Pfarrer Becker sowie den Bürgermeister der Gemeinde herzlich begrüßen. Nach einem gut vorgetragenen Gesangstück richtete der Festredner, Kollege Theils, beherzigenswerte Worte an die Anwesenden. Gründung, Zweck und Ziel der christlichen Gewerkschaftsbewegung lagen seinen Worten zugrunde. Anschließend wurde die Ehrung des Gründers Michael Valentin Schwarzkopf durch den Ortsgruppenvorsitzenden Kollegen Genfert vorgenommen. Im zweiten Teile der Veranstaltung, die dem gemütlichen Beisammensein gewidmet war, kam das Theaterstück „Arbeiterhände“ voll und ganz zur Geltung und stellte alle Anwesenden zufrieden. Hoffen wir, daß der wohlgelungene Abend zu neuer ernster Arbeit für den Christlichen Metallarbeiterverband anleitet

und alle Teilnehmer in der kommenden Zeit unter dem Leitgedanken „Vorwärts — aufwärts!“ mit dem Christlichen Metallarbeiterverband treue Gewerkschaftsarbeit leisten!

G.

Kollegen!

Bestellt die

Einbanddecken

für den Jahrgang 1931 unseres Verbandsorgans!

Der strebsame Kollege bewahrt sein Verbandsorgan auf.

Auf einem Gaul saß Dankel, in seiner dürren Länge wie ein Wegweiser an der Straße.

*

Nach einer langen Reise kamen Dankel und Bulba ungehindert nach Warschau. Mancher begehrtlicher Wegelagerer hatte zwar einen Blick in den Wagen getan, aber die Mauersteine hatten niemand gereizt, sie abzuladen und wegzutragen.

Bulba vernahm in seinem engen Käfig nur das Geräusch der Wagen und das Geschrei der Fuhrleute. Der Jude saß staubbedeckt auf seinem kleinen Pferde und lenkte nach einigen Umwegen über Straßen und Plätze in eine enge, schmutzige, finstere Gasse ein, die in ganz Warschau nicht anders als Kot- und Judengasse genannt wurde, weil tatsächlich alle Juden Warschaus hier zwangsweise zusammengesperrt waren. Der Sonnenschein kam niemals bis auf den Grund der Kotgasse; zu beiden Seiten standen Holzhäuser mit verfaulenden Brettern und Schindeln, selten nur war zwischen den Holzwänden ein Stück Steinmauer, und wurde ja einmal eine geweihte Wand sichtbar, so glänzte der Fleck wie ein Streifen Sonnenschein zwischen all der Schwärze und Trübsal. Auf dem Boden des Gäßchens lag allerlei Gerümpel, Unrat und Abfall in wildester Unordnung: Lumpen, zerbrochene Töpfe, zerstreute und verbogene Ofenrohre, Asche und Müll, Knochen und verfaulte Rüben. Aus den oberen Fenstern waren quer über die Straße von Haus zu Haus Stangen gelegt, und ein Reiter, der durch die Gasse ritt, mußte sich hüten, wenn er nicht an lange Judenstrümpfe, Beinkleider, zerrissene Hemden und geräuscherte Gänse streifen wollte, die an diesen Stangen hingen. Aus den schief hängenden oder zerbrochenen Fenstern der unteren Stockwerke starrten alte und junge Jüdinnen die Köpfe, um auf das rumpelnde Fuhrwerk zu sehen, und ein Hausen schmutziger und zerlumpter Judenkinder wälzte sich schreiend aus dem Kote zur Seite.

Dankel hielt mit dem Wagen vor einem der niedrigen Häuser, aus dessen Fenster ein Jude mit rotem Haar sein mit Sommersprossen gesprenkeltes Gesicht starrte. Beide begannen langsam ein Gespräch in ihrem eigentümlichen, aus allen Sprachen zusammengeborgten Kauderwelsch, das Bulba wohl hörte, von dem er aber kein Wort verstand. Dann rückte der Wagen noch einmal an, hielt aber kurz darauf schon wieder, und Bulba merkte, wie geschäftigte Hände anjagen, die Steine

abzuladen. Da richtete er sich mit einem Ruck auf, daß der Rest der Steine durcheinander polterte, und sah sich im Hofe eines Judenhauses und neben dem Wagen Dankel mit zwei anderen Juden im lebhaftesten Gespräch.

Dankel sagte zu Bulba, er habe alles nach seinem Wunsche erledigt. Ostap sei in dem Gefängnisse der Stadt; doch sei zu hoffen, daß er trotz der Schwierigkeiten, die Wächter zu bestechen, eine Unterredung zwischen Vater und Sohn herbeiführen könne. Dann gingen sie ins Haus, und die Juden redeten in ihrer für Bulba unverständlichen Sprache weiter. Er fragte hastig und bewegt einen nach dem andern; ihm glänzte ein Strahl von Hoffnung, nachdem er sich in der Nähe seines Sohnes wußte.

„Hört, Juden“, sagte er, und aus seinem Ton erklang die Erregtheit seiner Seele, „ihr wißt einen Schatz auch in dem sichersten Versteck zu finden, und ich kenne das Sprichwort, daß es ein Jude fertigbringe, sich selber zu stehlen. Befreit Ostap aus seinem Gefängnis! Gebt ihm die Gelegenheit, den Händen seiner Henker zu entweichen! Ich habe schon zwölftausend Dukaten versprochen; ich lege noch zwölftausend hinzu, wenn es gelingt. Ich gebe euch alle meine Schätze, die in der Erde verscharrt liegen, alle meine mit Gold eingelegten Waffen, mein Haus und meinen ganzen Besitz; ich will mit euch einen schriftlichen Vertrag schließen, daß ich alles, was ich jemals noch erwerben werde, mit euch teilen will. Alles sollt ihr haben, wenn es euch gelingt, ihn zu retten!“

„Unmöglich, edler Herr, unmöglich!“ sagte Dankel mit einem schweren Seufzer.

„Unmöglich!“ beteuerten auch die andern Juden, und alle drei sahen sich verzweifelt an, daß es ihnen unmöglich war, die verheißenen Reichtümer zu gewinnen.

„Man könnte es aber immerhin versuchen, vielleicht — mit Gottes Hilfe —“ und die drei lauderwelschten von neuem; aber trotz angepanntester Aufmerksamkeit gelang es Bulba nicht, den Sinn ihrer Rede zu verstehen.

„Hört, edler Herr!“ sagte Dankel endlich zu Bulba, „wir müssen erst einen von den Unstigen um Rat fragen. Selter Weisheit ist nichts gleich auf der ganzen Welt, er ist weise wie Salomo. Wenn wir überhaupt noch etwas tun könnten, wird er es uns sagen können. Bleibt aber hier und bewahrt den Schlüssel und laßt niemand herein.“ (Fortf. folgt.)

Du und unsere Herbstwerbearbeit

Unser Christlicher Metallarbeiterverband hat zur großen Herbstwerbearbeit aufgerufen. Eine Werbearbeit ist zwar immer notwendig. Am notwendigsten aber in einer Zeit, da durch Arbeitslosigkeit und Kurzarbeit viel Mutlosigkeit, Furcht und Zweifel entstehen. Diese Mutlosigkeit ist wirklich manchmal verständlich — aber sie ist auch im höchsten Maße gefährlich.

Diese Mutlosigkeit bringt nämlich den materiellen Stand der Arbeiterfamilie vollkommen ins Wanken. Warum? Der Mutlose verzweifelt an sich, seiner Aufgabe, seinen Pflichten. Er sinkt immer mehr in eine Verzweiflung. Er löst sich aus dem Kreis seiner Standesgenossen, mit denen er sonst dachte und fühlte, er wird zuletzt irre an sich selbst und wirft die Finte ins Korn.

Ja nun, wirst du sagen, das stimmt, aber was hat das mit der Werbearbeit zu tun? Sehr viel! Vielleicht hast du aus dem Munde deines Mannes oder eines Bekannten das Wort „Soziale Reaktion“ gehört! Das sind solche Kräfte in Politik und Wirtschaft, die durch Einfluß auf die öffentliche Meinung (Presse, Zeitschriften), durch Einfluß auf das Parlament versuchen, die Arbeiter wirtschaftlich und gesellschaftlich wieder herunterzudrücken, ihnen die Sicherung des Lohnes, die Sicherung der Arbeitslosenunterstützung zu nehmen. Nun wissen diese Kräfte aber sehr genau, daß sie ihr Ziel niemals erreichen werden, solange die Gewerkschaften stark sind; aber sie wissen auch, daß ihr Weizen blüht, wenn die Mutlosigkeit unter den Arbeitern Platz greift und diese vielleicht dem Verband den Rücken kehren. Dann hat die „soziale Reaktion“ leichte Arbeit.

Weißt du, was dann auf dem Spiele steht? Dann ist nicht nur Lohn und Arbeitszeit deines Mannes gefährdet, sondern dann ist auch die ganze Sozialversicherung (Arbeitslosenunterstützung, Krankenunterstützung usw.) in höchster Gefahr. Denn diese Kreise drängen aus „Ersparnisgründen“ auf Abbau. (Aber an einen Abbau ihrer Riesengehälter, die bis 1 Million RM. im Jahre gehen, denken sie natürlich nicht.)

Heute geschieht viel zum Fortkommen der Arbeiterjugend. Darauf legst du doch ein großes Gewicht. An dem Fortkommen und dem Aufstieg deiner Kinder hat aber die „soziale Reaktion“ kein Interesse.

Das alles würde Wirklichkeit werden, wenn die Arbeiterschaft mutlos würde, oder die Zeichen der Zeit nicht versteht und sich abseits vom Verband hält.

Siehst du nun, warum gerade in diesem Jahre die Herbstwerbearbeit doppelt notwendig ist? Die Werbearbeit für unseren Verband ist eine hohe und große Aufgabe, aber sie verlangt auch Opfer. Aber Opfer, die sich überreich auch für deine Familie bezahlt machen. Dein Mann wird stärker als sonst wohl in Anspruch

genommen. Der Sonntagmittag gehört der Agitation. Vielleicht ist es dir nicht immer recht, und du sagst deinem Mann: „Du bist aber auch immer fort. Die Kinder und ich sind kaum noch für dich da!“

Und doch, wenn dein Mann Sonntagnachmittags nach Hause kommt von der Agitation, mit frohen Augen und mit stolzem Blick dir sagt, daß er zwei, drei oder noch mehr Neuaufnahmen für den Verband gemacht habe, dann wirst du dich mitfreuen über seine Erfolge, und der Sonntag erscheint dir verschönt in der Freude deines Mannes.

Er hat für den Verband gearbeitet! Für den Verband? frage ich. Dein Mann hat für dich und deine Kinder gearbeitet, wenn er auf Agitation für den Christlichen Metallarbeiterverband geht.

Du würdest deinem Mann schön die Leviten lesen, wenn er etwa zu spät zu seiner Fabrikarbeit geht, oder wenn er gar blau machen würde. Und das würdest du mit vollem Recht tun. Denn der Mann ist auch dafür da, durch seine ganze Arbeit seiner Familie zu dienen. Du hast Freude, wenn dein Mann einen guten Lohn verdient, wenn er eine Arbeitszeit hat, die ihm auch ein Leben in der Familie ermöglicht, wenn er lange gesund bleibt. Sieh, aber dieser Lohn muß gesichert werden. Vor den Zugriffen des Unternehmers ist dieser Lohn zu schützen. Die Arbeitskraft deines Mannes soll nicht einem Raubbau zum Opfer fallen.

Das kann dein Mann allein gar nicht. Was will er mit seinem bißchen Geld und selbst mit deinem Sparkassenbuch (hoffentlich besitzt du eins) gegen die Milliardenmacht der Industrie? Nichts, gar nichts! Deshalb schließt er sich mit vielen Kollegen im Christlichen Metallarbeiterverband zusammen, um sein Recht zu wahren, um dich und die Kinder zu schützen.

Nun gibt es aber eine ganze Anzahl Arbeiter, die sind noch nicht im Verband. Sie sind die beste Stütze des Unternehmers, denn sie erleichtern den Kampf gegen den Lohn deines Mannes. Weißt du nun, warum dein Mann auf Agitation geht, um die Unorganisierten zu gewinnen? Für dich, für deine Kinder und für die Zukunft der Arbeiterfamilie geht dein Mann hinaus, selbst am Sonntag.

Statt ein ernstes oder vielleicht böses Gesicht zu machen, solltest du deinem Mann danken, daß er sich schirmend vor dich stellt und dich nicht im Stich läßt, wie es der Unorganisierte mit seiner Familie tut.

Und wenn du selbst hier und da in die Werbearbeit eingreifen kannst, tue es. Du als Mutter hast das größte Interesse daran, daß deine Kinder und deine Enkel etwas werden. Das ist aber nur möglich, wenn sich die Lage des ganzen Arbeiterstandes hebt. Daran mitzuarbeiten ist doch ein hohes Ziel und eine hehre Aufgabe. W.

Deine Stechkarte und die deiner Frau

Die Frau eines unserer Meidericher Kollegen nimmt in folgendem Artikel Stellung zu der so wichtigen Frage der Pflächterfüllung von Frau und Mann.

Mitten in die Versammlung hinein wirft einer das Wort: „Unsere Frauen haben's in dem heutigen schweren Kampf ums Brot noch schwerer als wir. Wir bringen ihr die paar Mark Lohn nach Hause und an ihr liegt es dann, vernünftig und hausälterisch zu walten und zu schalten, so gut und schlecht es nun eben geht.“ Dagegen sagt ihm dann der andere: „Und trotz all ihrer schweren und verantwortlichen Arbeit für die Familie, und trotz des zermürbenden Rechnens um den Pfennig

und mit dem Pfennig bleibt die Frau doch immer noch die unumschränkte Herrin in ihrem Reich, es hat ihr niemand hineinzureden. Für uns Arbeitsleute da fängt schon früh morgens die Sklaverei an, da heißt es „Karte stempeln, daß wir dich genau kontrollieren können. Gibt's für die Frau auch eine Stechkarte?“

„Langsam, mein Freund“, sage ich ihm, „ich will dir in deinem Verbandsblatt Antwort geben auf deine Frage.“ Ehrlich gesprochen, ich verwarf bald schon mein voreiliges Versprechen, doch nun, zu ruhigen Nachdenken gekommen, da scheint's mir doch, als hätte sie mir ganz viel zu sagen, die Stechkarte, zumal wenn das eine wahr ist — und es ist wahr —, daß Arbeit Gottesdienst ist.



In unserer Notzeit haben wir leid- und sorgenbeschwerte Menschen es vielfach verlernt, Abschnitte unseres Lebens, sagen wir z. B. einmal ein Jahr, nach Festen oder sonst feststehenden Daten einzurichten. Für uns, die wir von der Hand in den Mund leben, da gilt bei allen Ueberlegungen die Spanne Zeit von einem Lohnstag bis zu dem nächsten. Da rechnen wir am 10. wie kommen wir bis zum 25., und am 25. d. M. wie kommen wir bis zum 10. des nächsten. Dann und wann eilen wir in Gedanken noch einige Wochen weiter, um jedoch gleich wieder zu bremsen. „Salt, soweit sind wir ja noch nicht und wer weiß, wie es bis dahin aussieht.“

Rein äußerlich gesehen, ist die Stechkarte ein Abbild dieser unserer Recheneinstellung zum Leben. Eigentlich brauchte ich sie dir nicht zu beschreiben. Am Kopfende trägt sie deinen Namen, deine Altersangabe, den Tag deines Eintritts in die Arbeitsstelle und deine Nummer. Rußt dich nicht als Nummer fühlen, wenn du sie immer wieder zu Gesicht bekommst. Sollst nicht verbittert denken, der Unternehmer sieht in mir nur eine Nummer, nicht den Menschen; sei vernünftig! Zur Lohnregelung ist es praktisch, jedem eine Nummer zu geben.

Unter den Angaben, die also auf jeder Karte anders lauten, ist ein dicker Strich gezogen, und unter diesem Strich da sind vor dünnen Linien Daten angegeben, jedesmal für eine Monatshälfte. Da ist fein säuberlich bemerkt, wo du an der Stechuhr die Zeit

einträgst, wann du zur Arbeit gekommen und wann du sie verlassen hast. Am Anfang eines Zeitabschnittes da sind alle Stechkarten unter dem Strich gleich, einfach glatt, unbeschrieben. Aber am Ende des angegebenen Zeitraumes da sieht jede Karte anders aus da hat jede Karte ein anderes Gesicht, da hat sie das Gesicht ihres Besitzers, da ist sie ganz von selbst das Abbild ihres Besitzers geworden, ja, noch mehr, wer setzt so eine Stechkarte recht zu lesen versteht, der erliest aus den aufgedruckten Zahlen nicht nur ein Urteil über den Arbeiter, sondern auch über seine Frau.

Du siehst mich erstaunt an, daran hast du beim Stempeln wohl noch gar nicht gedacht? Und doch ist's so. Nehmen wir einige Stichproben aus den Stechkarten heraus. Salt, da hab ich eine von der Tagshicht. Arbeitseingang 5.30, 5.25, 5.32, 5.35 u. s. f. Später wird es nicht. Was kann man nicht alles aus diesen toten Zahlen herauslesen. Wer war morgens gleich munter, als der Wecker rappelte, du oder deine Frau. Ich habe schon mal hier und dort sagen hören, daß die Frau für das zeitige Aufstehen die Verantwortung tragen müsse. Es soll ja Männer geben, die im ganzen Jahr den Wecker nicht rappeln hören — und doch nie zu spät kommen. Hinter diesen Schwerhörigen da steht eine Frau, die hat auf die Gehehstafeln ihres kleinen Reiches das Wort „Pünktlichkeit“ geschrieben. Da gibt es, wenn's Zeit zum Aufstehen ist, kein langes Hin- und Herfeiern mehr. Da wird beim Wachwerden schon gleich der Wille fest in Gewalt genommen. Und bis dieser Willensakt einmal zur Gewohnheit geworden ist, da braucht es oft jahrelanger, zäher Kämpfe mit dem Teufel „Trägheit“. Darum, weich schöner, frischer Auftakt für den schweren Arbeitstag gleich am Morgen beim ersten Augenaufschlag ein Willenssieg über alle Schläffheit und Trägheit. Deine Stechkarte quittiert ihn dir.

Ruhig, ohne Hast und Uebereilung geht der Mann, der pünktlich an der Arbeitsstelle ist, an sein Tagewerk. Diese Ruhe wird bald ein Weisenszug des pünktlichen Arbeiters. Sie wird ein Stück seiner Selbst und gibt ihm in gefährlichen Augenblicken und dann wenn es heißt, bei der Arbeit etwas vernünftig zu überlegen, die nötige ruhige Ueberlegung. Wie wichtig das ist, weiß jeder aus Erfahrung. In schnellem Flug vergehen die Arbeitsstunden des Vormittags. Das Sirenenzeichen kündigt den Beginn der Mittagspause. Und wieder stehst du an der Stechuhr, den Beginn derselben auf deiner Stechkarte einzutragen. Das Signal, das dir der Mittag ankündigt, gilt auch für deine Frau. War sie schon beim Aufstehen pünktlich, dann ist mit bestimmter Sicherheit anzunehmen, daß die Kinder pünktlich zur Schulmesse bzw. zur Schule kommen. Der ganze Morgen war für sie mit Arbeit ausgefüllt. In dem Augenblick, da das Sirenenzeichen ertönt, da deckt deine Frau den Tisch oder steht mit dem Essen wartend am Torhaus, daß du es in Empfang nimmst. Das innere Glück über einen in pflichttreuer Arbeit verlebten Vormittag läßt euch beide, dich und deine Frau die Mittagsstunde zu einer frohen Feierstunde werden. Das Glück erfüllter Pflicht, Worte werden unter Leuten eures Schlags darüber nicht gemacht, daß es da ist, das fühlt ihr. (Schluß folgt.)

Berta Messer, Duisburg-Meiderich.

Der Spiegel als Erzieher

Aber Ida, warum stehst du nur immer vorm Spiegel? — fragt die Mutter tadelnd ihr vierzehnjähriges hübsches Töchterchen. Natürlich ist das nur eine rhetorische Frage; denn obgleich das Töchterchen darauf allerlei Antworten bereit hat wird, wie: „Ich muß doch sehen, ob mein Haar in Ordnung ist“, oder: „Ich habe die neue Brosche anprobiert“ — so weiß doch die Mutter sehr wohl den einzig richtigen Grund: Ida gefällt sich im Spiegel! Sie hat Freude an ihren glänzenden Augen, den zartroten Wangen, an der ganzen Morgenfrische ihres Gesichtchens... „Gesalljucht“. schilt die Mutter diesen heimlichen Beweggrund. Gewiß, es mag Tadelnswertes darin stecken, und der Spiegel dient oft einer eitlen Gesalljucht; aber er erfüllt auch noch eine besondere Aufgabe.

Wenn in dem Märchen von Schneewittchen die böse Königin den Zauber Spiegel fragte:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die Schönste im ganzen Land?“

so jagte er ihr die ungeschminkte Wahrheit: er spiegelte ihr Inneres wider, das in Eifersucht brannte und in dem finstere Pläne brüteten — sie sah, daß ihr Gesicht entstellt war von bösen Leidenschaften, daß sie nicht mehr schön war. Und wenn ich unseren zweifährigen, der recht ungebärdig sein kann, zur Zeit seines größten Zornwuts plötzlich vor einen Spiegel stelle, so begibt sich ein

Zweifaches: entweder er wird plötzlich ganz still wie in einem Schreck über den eigenen Zustand, und sein Gesichtchen entspannt sich dabei zusehends, oder aber er versteckt dies sehr unangenehme Gesichtchen hinter einem Vorhang und brüllt noch lauter als zuvor — jetzt aber, wie mir scheinen will, aus Aerger über sich selbst.

Das wache Leben fordert eine straffe Haltung, ein stetes Bereitsein; es erzigt durch seine unablässigen Forderungen, das Menschenkind zur Tauglichkeit im Dienst der Menschheitszwecke. Diese dienstliche Haltung fällt im Schlafe ab — der Mensch erscheint als Wesen „an sich“, nicht wie Erziehung, sondern wie Geburt ihn schuf: mancher edel, aber mancher — gemein.

Was zeigt uns nun der Spiegel? Selten unser eigentliches Wesen, unser wahres Gesicht, sondern den Menschen, den die Verhältnisse aus uns machten, so schreibt A. Peters im „Elternblatt“, April 1930, richtig. Wir sehen in den Spiegel, wenn wir neue Kleider anprobieren; wir suchen den Spiegel auf, nicht wenn wir uns, unser Selbst, sondern wenn wir etwas an uns sehen wollen. Nur zuweilen, durch Zufall, sehen wir uns selbst: unser ermüdetes, unzufriedenes, oft auch gereiztes und zorniges Ich, unbeherrscht, so wie es auch im Schlafe aussehen mag... und dieser Anblick macht uns betroffen; er nötigt uns zu Auseinandersetzungen mit uns selbst: „Bin ich das wirklich? Bin ich so wenig Sieger dem Leben gegenüber? Sind meine Waffen stumpf geworden? Habe ich nur andere, nicht mich innerlich zu kultivieren“

versucht!" Und wie der Zweifährige, so werden auch wir unser Spiegelbild eindringlich betrachten, bis es sich unter dieser Betrachtung so ändert, daß es uns gefällt.

Darum sollten in jeder Wohnung Spiegel sein, so daß man sich in jeder Gemütsverfassung sehen, daß man sich kennen lernen könnte! Kennen wir uns etwa selbst? Sehen wir selbst, wie entsetzt wir sind im Ärger, im Zorn, immer wenn der „Erdenrest“ sich dokumentiert? Die anderen sehen uns in diesen beschämenden Situationen — und diese wieder sehen sich nicht unter gleichen Umständen!

Ja soll daher nicht nur mit ihrem Spiegelbild Liebäugeln, wenn sie ihr Gesichtsbarometer auf „Schönwetter“ eingestellt hat, son-

dern es sollte sich ihr auch manchmal unerwartet zeigen: sie sollte sich beim Sprechen sehen können, beim Lachen, beim Essen... nicht immer würde sie Gefallen an ihrer Mimik haben — aber sie würde sie unwillkürlich korrigieren! Und das ist die Erziehung durch den Spiegel: er soll uns lehren, unsere Fehler zu sehen, damit wir sie bekämpfen können. Darum: mehr Spiegel! Und besonders Kinder sollte man nach Herzenslust mit ihrem Spiegelbilde reden, vor ihm selbst Grimassen schneiden, vor ihm den Clown spielen lassen — das ästhetische Empfinden wird sich dabei besser ausbilden als durch vieles Anpredigen von Sittsamkeit und Bravsein; und eigener Erwerb ist immer der wertvollste.

A. Peters.

Selber essen macht flug

Ein Selbstversuch zur Brotfrage



Die Bevölkerung Deutschlands kauft jährlich im Auslande für 600 Millionen Weizen, während ein großer Teil des im Lande geernteten Roggens unverkäuflich bleibt. Dieser Zustand ist auf die Dauer, bemerkt Professor Grotjahn in der „Gesundheit“, volkswirtschaftlich unhaltbar. Das Bestreben der Reichsregierung, den Roggenverbrauch bei der Broterzeugung auf gesetzgeberischem Wege zu begünstigen, ist daher begreiflich. Man begegnet häufig der bisher durch Versuche nicht bewiesenen Ansicht, daß es für die im geschlossenen Raum nur leichte Muskelarbeit leistende Personen gesundheitlich richtig wäre, den Genuß von Weizenbrot dem von Roggenbrot vorzuziehen. Der Verfasser dieser Zeilen beschloß, diese Behauptung durch einen Selbstversuch nachzuprüfen, der am 1. Juli 1929 begonnen hat und auf ein Jahr bemessen wurde. Um nicht durch Einverleibung anderer eiweißreicher Speisen ihn seiner Beweiskraft zu berauben, hielt er seine Kost fleischfrei und achtete darauf, daß für die Rohstoffe seiner Ernährung durchschnittlich nicht mehr als 1 RM täglich ausgegeben wurden. Er ist dreimal am Tage. Das Frühstück besteht aus einem halben Liter Milch in Suppenform, in die eine Scheibe Roggenbrot eingebrockt wird, und einer weiteren Scheibe Roggenbrot mit 6 Gramm Butter und 30 Gramm Käse. Sein Mittagessen besteht aus einem Kartoffelgericht, einem Gemüse und einer Speise aus Weizen, Gerste, Hafer oder Reis (beispielsweise heute: Rotkohl, Quetschkartoffeln, Grießpudding mit Himbeersaft und eine Scheibe Roggenbrot). Abends ist er drei Scheiben Roggenbrot mit Butter, die erste mit Kartoffel- oder Blattsalat, die zweite mit Honig, Marmelade oder Radieschen, die dritte stets mit 30 Gramm Käse. Das Brot stammt aus einer Groß-Bäckerei, die in bestimmter Weise versicherte, daß nur 5 Prozent Weizenmehl zur Erhöhung der Backfähigkeit dem Roggenmehl beigelegt würde. Der gesetzlichen Preisspanne wegen wird statt Butter auch Pflanzenbutter verwendet.

Der Versuch begann bei einem Gewicht des entkleideten Körpers von 67 Kilogramm bei 164 Zentimeter Körpergröße. Die Muskelleistung beschränkt sich auf einen täglichen Spaziergang von durchschnittlich 1½stündiger Dauer; die übrige Zeit des Tages wird unterrichtend, lesend oder schreibend im geschlossenen Raum verbracht. Es handelt sich also gewiß um einen Leichtarbeiter, wenn

man eine solche Tätigkeit überhaupt als Arbeit im physiologischen Sinne bezeichnen darf.

Von Gallensteinkoliken her, die ihn in den Jahren 1910 bis 1913 und dann wieder 1920 bis 1923 plagten, hat der Verfasser dieser Zeilen, der zugleich Versuchsperson ist, eine gewisse Empfindlichkeit gegen schwerverdauliche Speisen zurückerhalten. Trotzdem hat er sich bei der obenbeschriebenen, täglich 300



bis 350 Gramm Roggenbrot enthaltenden und dabei noch fleischfreien Kost bis heute, also dem zwölften Monat des Versuches, objektiv und subjektiv so wohl befunden, daß er vielleicht sogar auch nach Ablauf des auf ein Jahr bemessenen Versuches diese Diät fortsetzt. Jedenfalls ist die Behauptung, ein Stubenhocker oder Leichtarbeiter müsse aus Gesundheitsrücksichten Weizenbrot oder wenigstens ein Graubrot, in dem Weizen vorherrscht, essen, unhaltbar, und die gesetzgeberischen Maßnahmen brauchen auf diesen Einwand keine Rücksicht zu nehmen. Es ist für eine Bevölkerung, in der wie bei der unserigen auch die unbemittelten Schichten eine gemischte Kost verzehren, gesundheitlich belanglos, ob durch Weizenmehlzusatz das Brot um eine Spur eiweißreicher wird oder nicht.

Dr. Grotjahn.

Woher hat der Pantoffelheld seinen Namen?



Mohl die meisten nehmen an, daß die Bezeichnung „Pantoffelheld“ daher rührt, daß gewisse überenergische Frauen ihre weniger energischen Ehemänner häufig mit dem Pantoffel prügeln und sie somit seit undenklichen Zeiten nur auf feige oder willensschwache Ehemänner Anwendung findet. Dem ist aber nicht so; denn der erste Pantoffelheld war alles andere, nur kein Feigling und Waschlappe. Dieser Mann, der den peinlichen Namen zuerst erhielt und — so sonderbar es auch klingen mag — mit Stolz trug, war einer der tapfersten und gefürchtetsten Ritter seiner Zeit.

„Wie war er im Kampfe überwunden worden und nie hatte er sein Knie gebeugt, weder vor Heiligen noch vor Menschen,“ heißt es in einem alten Bericht über ihn. Er war stolz auf seine Unabhängigkeit und hatte geschworen, daß er, der Ritter Polyphem mit der eisernen Stirn, niemals wie die anderen Ritter knech-

tische Kennzeichen, d. h. die Farben des Kaisers oder des Papstes, bei den großen Turnieren und Ritterspielen, wie sie im Mittelalter allenthalben stattfanden, tragen werde.

„Frei bin ich und frei will ich bleiben mein Leben lang,“ war seine ständige Parole.

Kun geschah es aber einmal, daß aus Anlaß des soeben erfolgten Friedensschlusses zwischen Kaiser und Papst überall große Feste und Turniere gegeben wurden, zu denen auch die berühmtesten Ritter des Landes feierlich eingeladen worden waren. Auch Polyphem kam, um wiederum seinen Mut, seine Kraft und seine Geschicklichkeit zu zeigen. Kurz vor Beginn des ersten Turniers wurde jedoch zum nicht geringen Entsetzen Polyphems der Befehl des Kaisers ausgetrommelt, daß sämtliche Ritter Farben zu tragen hätten, und zwar entweder die des Kaisers oder die des Papstes. Die wenigen Ritter, die noch keine Farben trugen, befestigten daraufhin die ihnen genehmen Farben an ihren Helmen.

Nur Polyphem rührte sich nicht. Da trat ein Herold an ihm heran und ersuchte ihn, die schwarzrot geränderte Schleife des Kaisers an seinem Helm zu befestigen. „Wenn Ihr ablehnt, wird der Kaiser Euch in die Reichsacht tun,“ drang der Herold in ihn.

„Ich fürchte keinen im Reiche, laßt mich in Ruh!“ antwortete Polyphem.

„Nun, so wirst du das goldene Kreuzband des Heiligen Vaters an deinem Helm befestigen, Ritter Polyphem, oder der Bannfluch der Kirche ist dir sicher,“ ereiferte sich der anwesende Bischof, aber er erreichte nichts; denn Polyphem antwortete ohne mit der Wimper zu zucken, daß er auch den Bannstrahl nicht fürchte und ihm trohe.

Als das seine Gattin, die schöne Beatrix, auf der Tribüne hörte, eilte sie zum Kampfplatz hinunter und beschwor ihren Mann, doch ihr zu Liebe eins der beiden Bänder anzulegen, aber Polyphem blieb unerbittlich. „Niel!“ knirschte er und gab seinem Pferd die Sporen. „So liebst du mich nicht mehr,“ rief Beatrix ihm nach; „wehe! ich werde mich töten!“

Als Polyphem diese Worte seiner schönen, jungen Frau hörte, wendete er sein Pferd, stieg herunter und schwur der Weinenden, daß er sie mehr liebe als sein Leben und er dies sogleich im Kampfe mit zwölf Rittern beweisen werde, aber die Knechtzeichen könne er nicht anlegen.

„Was nützt mir das!“ rief Beatrix; „wenn du auch nur noch einen Funken Liebe für mich hättest, würdest du eins der Bänder anlegen;“ und mit diesen Worten eilte sie wütend davon. Einen Augenblick stand der Ritter unbeweglich, dann blühte er sich und hob, während die Trompeten zum Kampf bliesen, einen kleinen Pantoffel von der Erde, den seine Frau in der Eile verloren hatte. Nach kurzer Ueberlegung befestigte er ihn an seinem Helm, schwang sich auf sein Roß und ritt hinter die Schranken, wo auf der einen Seite die Ritter des Kaisers und auf der andern die des Papstes hielten.

„Nun, Ritter Polyphem, stellst du dich unter das Zepter oder unter den Krummstab?“ fragte der Herold aufgeregt.

„Unter den Pantoffel!“ schrie Polyphem und raste in die Arena. Und nun begann ein Kampf, daß die Zuschauer auf den Tribünen den Atem anhielten. Polyphem hob zweiundzwanzig Ritter aus dem Sattel, von denen fünf schwerverletzt vom Platz getragen werden mußten. Lanzen splitterten, Rüstungen krachten und Schreie versetzten die Frauen der Kämpfenden in Angst und Schrecken.

Als dann endlich der Kampf zu Ende war, flatschte man dem Sieger Polyphem überall begeistert Beifall und die Schwester des Kaisers selbst überreichte ihm persönlich den Ehrenpreis und band ihm die goldgewirkte Scherbe des Siegers eigenhändig um die Schultern, wobei sie ihm jedoch spöttisch zuraunte: „Ihr seid gewiß unbesieglich, Ritter Polyphem, und ich glaube sogar, daß es auf der Welt niemand gibt, der Euch aus dem Sattel zu heben vermöchte, aber Ihr tragt an Eurem Helm das merkwürdigste Zeichen, das ich je gesehen habe. Gebt acht, daß der kleine Pantoffel Euch und Eurem Gleichem nicht ein größeres Knechtzeichen wird, als Zepter und Krummstab zusammen; mächtiger scheint der kleine Pantoffel ja ohnehin zu sein: drum geht in Frieden, Pantoffelheld Polyphem!“

Der Ritter verneigte sich stolz und geschmeichelt: „Ich danke Euch für Eure Worte, Prinzessin; sie ehren mich und mein Weib zugleich und fortan will ich stets nur unter dem Pantoffel meiner Beatrix kämpfen.“ Mit diesen Worten nahm er den Pantoffel vom Helm und stellte ihn vor seiner inzwischen hinzugekommenen Gattin nieder, wobei er naturgemäß sein Knie beugen mußte.

Dies sprach sich im Volk herum und man konstatierte schließlich, daß der Pantoffel doch ein äußerst mächtiger Gegenstand sei. Da aber die Helden der Ritterzeit schließlich einmal ausstarben und nur die Helden in Gänseflüßchen übrigblieben, die prunkend „mit viel schönen Reden“ noch heute in Wirtshäusern umherziehen, so wurden die Pantoffelhelden allmählich zum Gespött der Menschen. Ob nun aber die Vermutung zu Recht besteht, daß dem Pantoffel mehr Männer untertan sind, als Päpsten, Königen und Präsidenten zusammen, weiß ich nicht; denn bisher hat das selber noch keine Statistik erwiesen.

G. B.

Unsere Kinder und die Genossenschaft

Melche Mutter denkt nicht von ihrem Söhnchen: Ganz der Papa! Und welcher Vater wünscht nicht sehnlichst, daß das Neugeborene die Seele der Mutter haben möge? Diese sehr logischen Wünsche entstehen aus dem Gedanken, daß das, was die Eltern bindet, weswegen sie sich gegenseitig schätzen, fortbestehen möge. Und das wird sein, wenn die Eltern, besonders die Mutter, mit aller Feinheit und rüchhaltloser Selbstbeherrschung das Gute in die Kinderseele legen. Das Gute: Ein Taster nach dem Schönen, ein Schauen nach dem Hohen, das zur Erfüllung edlen Zweckes führt, dem Glauben! Zunächst einmal wurzelt der Glaube an die Eltern in der Kinderseele; was der Vater schafft und die Mutter sagt, ist dem Kinde heilig. Der Glaube der Kinder an die Eltern gebiert die Liebe zu ihnen. Da aber liegt der Grundstein zum Charakter des werdenden Menschen. Darauf fußt das erste Verständnis für die Harmonie innerhalb der Familie. Daraus dann entsteht das Bedürfnis, dies alles zu halten, zu pflegen und weiter aufzubauen. So werden die Kinder die Träger der Familie, ja, eigentlich wird durch sie erst die Familie, die Gemeinschaft!

Übertragen wir einmal die Betrachtungen auf unsere große genossenschaftliche Familie. Was zu tun ergibt sich daraus für uns Genossenschaftlerinnen?

Die elementarste Aufgabe innerhalb des Schaffens für unsere Familie ist ja wohl die Sorge um Haus und Herd, das Wirtschaften für das leibliche Wohl unserer Lieben. Dabei aber kann man deutlich den wertvollen geistigen Gehalt dieses Wirkens herausstellen, sogar gerade dabei, weil die Augen der Kinder hier zuerst dem Tun der Mutter folgen. Zeigen wir als echte Mutter und Gattin auch mal mit frohem Gesichte, daß wir des Vaters Lieblingspeise kochen, um ihm eine Freude zu machen, daß wir zum Lohne für eine kleine Artigkeit dem Kinde einen Pudding bereiten. Es strahlt dann in das Kinderherzchen nicht die Freude am Materiellen dieser Handlung, sondern einzig das Fünkchen Liebe dabei zündet eine helle Flamme Begeisterung an. Kinderseelen nehmen zuerst immer das Ideelle wahr! Sie erfassen Empfinden für das Familienleben, für das Gemeinschaftsstreben?

auch leichter, als wir annehmen mögen, den Wert der Zugehörigkeit zu Eltern und Geschwistern. Liegt darin nicht schon ein



Henner van Eyben

Kinder



An unsere Düsseldorfer Metallarbeiterfrauen!

Das ist recht, daß Ihr Euch meldet. Die Redaktion verspricht Euch, die Frauenbeilage noch häufiger erscheinen zu lassen, als es bis heute schon der Fall war. Gerade von den regen Düsseldorfer Metallarbeiterfrauen erwartet der Verband bei der Herbstagitation tatkräftige Mithilfe. Aber das gilt auch für alle anderen Metallarbeiterfrauen.

Gerade bei dieser Herbstwerbearbeit kommt es sehr auf die Mithilfe der Frauen an. Wir möchten nur einige Punkte angeben, wie die Frauen in der Agitation mitarbeiten können:

1. Sorgt, daß Eure Männer pünktlich die Versammlungen besuchen!
2. Fragt, ob sie sich auch bei der Hausagitation betätigen!
3. Klärt die Frauen der Unorganisierten auf!



„Wullt du na Hus, olle Rundriver“

Und das Gefühl können wir Genossenschaftsfrauen hinlenken auf unsere große Familiengemeinschaft innerhalb unserer Bewegung. Die kleinste Handlungsweise — sei es das Erzählen einer genossenschaftlichen Geschichte oder das Singen eines solchen Liedes — keimet im Kinderherzen und einstens bringt sie Früchte! Früh eingepägt, wächst mit dem Kinde der Gedanke, das Gefühl, und reift zum ganzen Sein!

Was aber wollen wir mehr, als das: Unser Verständnis für die Bewegung der Verbraucher, unser Streben um ihre Entwicklung, aus unserem innersten Herzen gegeben, wachsen und erstarken zu sehen in der Zukunft, die uns aus unserer Nachkommenschaft ersteht. In der Zukunft, die unsere Kinder mitgestalten, unsere Kinder, die für uns erst das Leben und sein Inhalt sind, für uns und unsere Konsumgenossenschaftsbewegung!

C. K., Köln.

für unsere Jungen

Der tapfere Martin

Dumm war der Martin nicht. Er hatte helle Augen, einen geraden Verstand und, wenn es darauf ankam, den Mund auf dem rechten Fleck. Ehrlich war er, und daß er auch das Herz auf dem richtigen Fleck hatte, soll hier berichtet werden. Sonst war er freilich nicht, wie er hätte sein können. Vom Lernen und Stillstehen war er kein Freund und der Lehrer hatte seine Not mit ihm. Solange draußen die Sonne schien, die Lerchen über den Ackerbreiten schmetterten und Wald und Wiese noch grün waren, hielt er es in der Schulstube nicht aus. Dann ließ er tagelang Schule sein und trieb sich umher. Es gab auch keinen, der ihn zur Schule anhielt. Die Mutter war längst tot, die große Schwester diente als Magd beim Dorfschulzen, und der Vater ging in der Morgenfrühe schon auf Tagelohn.

Der Lehrer aber sorgte sich um ihn, es gab Schelte und Vorwürfe: „Was soll daraus werden, Martin, wenn du immer hinter statt in die Schule gehst und nichts lernst? Ein Nichtsnutz wirst du, der dem lieben Herrgott den Tag abstiehlt!“ — Dann stammelte Martin wohl: „Herr Lehrer, ich kann nimmer anders, das Stillstehen halt' ich nimmer aus, muß hinaus!“ Und versuchte es mit dem Bravsein einen Tag lang, und verschwand am nächsten wieder.

Einmal hatte der Lehrer ihn abends noch auf der Straße getroffen und ihm unter vier Augen recht ins Gewissen geredet. Martin schämte sich und kam am nächsten Morgen pflichtmäßig zur Schule. Aber die rechte Aufmerksamkeit hatte er nicht. Die Sonne blinkte so verlockend durch die Fenster, vor denen die Zweige des Lindenbaumes draußen im Winde hin und her schwankten, als winkten sie: „Komm doch, draußen ist's lustiger“. Dem Martin wurde es heiß auf seiner Holzbank. Und als es zur Pause läutete und die Kinder auf den Hof gingen, ihr Frühstück zu verzehren, hui, schlüpfte Martin unversehens durch die Hofpforte und rannte, so rasch er nur konnte, zum Dorfe hinaus, weiter immer weiter, dem Walde zu. Erst als er den erreicht hatte, ohne verfolgt zu werden, hielt er aufatmend inne, jauchzte und sprang aus Freude über die gewonnene Freiheit: Und er beruhigte sein Gewissen. War er denn wirklich zu nichts nutz? Die Nachbarn konnten gewiß wieder Reisig brauchen. Er wußte, am Bahndamm hatten die Leute Bäume gekappt und Sträucher gerodet, da lag noch viel herum. Und eine Stelle, wo immer gute Pilze wuchsen, wußte er auch in der Nähe. Er wandte sich deshalb dem Bahndamm zu, der den Wald durchschnitt. Oft hatte er hier schon im kurzen Gras unter den Bäumen gelegen und den Zügen nachgesehen, die gleich

schwarzen Riesenschlangen, Dampf und Feuer speiend, auf dem Schienenspfad an ihm vorüberfausten ins Weite — in die unbekannte Ferne, in die sein Sehnen und Wünschen ging. Dann hatte er die Menschen beneludet, die aus den Wagenfenstern sahen und ihm zwinkten. Reisen, die ganze Welt durchreisen! O, das möchte auch er können! Wenn er erst groß und alt genug wäre! Aber auch im Walde war es schön: Ganz schnell verging die Zeit beim Reisigsammeln, und ehe er sich verjah, war die Dämmerung angebrochen. Er wollte heim. Jetzt mußte bald der Abendzug durchkommen. Ob er noch vorher den Damm und die Geleise nach der anderen Seite zu überklettern konnte? Als er beim Klettern war, schral er plötzlich zurück. Was war denn das? Da kamen fremde Leute — zwei Männer — von der anderen Waldseite her auf den Damm. Und dann hörte er droben bei den Schienen ein dumpfes Poltern und Klirren, ein kurzes, höhnisches Auflachen danach. Waren das Arbeiter, die etwas an den Geleisen bessern wollten? Schade, dann mußte er den Uebergang an anderer Stelle versuchen. Mit dem Reisigbündel auf dem Rücken schlich er sich am Damm entlang, ein Stück weiter, versuchte, immer vorsichtig spähend, zum dritten Male den Uebergang. Die Männer waren





Eine Minute für die Hausfrau

Willst du keine Freude an deinen Kindern erleben . . .
dann befolge sorgfältig nachstehende Lehren:

1. Wenn ein Kind eine Unart begeht, so sieh darüber weg; es war sicher nicht böse gemeint.
 2. Will das Kind nicht „Guten Tag“ sagen, so zwinge es nicht dazu; es wird schon seinen Grund haben.
 3. Will das Kind anders als du, so respektiere den Willen des Kindes.
 4. Hast du etwas verboten und das Kind handelt gegen das Verbot, so mache gute Miene zum bösen Spiel.
 5. Hast du dem Kinde erlaubt, zu Hause Ball zu spielen, aber der Lärm macht dich nervös, so nimmst du eben die Erlaubnis wieder zurück; Kinder haben sich zu fügen.
 6. Sage nie ein kurzes „Ja“ oder „Nein“, sondern gib lange Erklärungen ab, damit die Kinder auch deine Gründe kennenlernen.
 7. Lobe die Kinder immer in ihrem Beisein, das erhöht das Selbstbewußtsein.
 8. Lernen Kinder schlecht, so gib den Lehrern die Schuld.
 9. Kinder haben alles zu essen, was auf den Tisch kommt; für dich selbst gilt das natürlich nicht; du bist ja erwachsen.
 10. Nimm Kinder überallhin mit: ins Kino, zu Einladungen; es könnte sonst aussehen, als ob du eine schlechte Mutter wärest.
- Für den Erfolg dieser Erziehung kann ich garantieren; aber, bitte, fragt mich nicht, für welchen.

*

Das prächtige Bild in dieser Nummer von dem „Rumdriver“ Zahn ist entnommen der Volkschrift: „Sinnerl der Zahn“ (Verlag Grote), die wir nur sehr empfehlen können.

Bekanntmachung

Sonntag, den 12. Oktober, ist der 42. Wochenbeitrag fällig.

Inhaltsverzeichnis

Der Deutsche Metallarbeiter. Hauptteil:

Werbearbeit als Kampf um die öffentliche Meinung (G. W.), S. 641. Sanierungsprogramm der Regierung und Arbeiterchaft (Wbr.), S. 644. Notverordnung und ihre Auswirkung auf die Krankenkassen (G. Pelster), S. 645. Mehr Sorge um die Arbeitslosen (Vertrauensmann Stadtverordneter Sr.), S. 647. Erich Grimm †, S. 647. Was ich an der Straßensbahnhaltestelle erlebte (J. Gräf, Duisburg-Wanheim), S. 648. Grenzen zwischen christlichen und sozialistischen Gewerkschaften (Dr. S. Lufft), S. 649.

Verbandsgebiet:

25 Jahre Urberach (Hessen), (g.), S. 650.

Unterhaltung:

Taras Bulba, der Kosakenhetman (A. W. Sogol), S. 647.

Frauenleben:

Du und unsere Herbstwerbearbeit (W.), S. 651. Deine Steckkarte und die deiner Frau (Berta Messer, Duisburg-Meiderich), S. 651. Der Spiegel als Erzieher (A. Peters), S. 652. Selber essen macht klug (Dr. Stotzahn), S. 653. Woher hat der Pantoffelheld seinen Namen? (G. B.), S. 653. Unsere Kinder und die Genossenschaft (C. K., Köln), S. 654. An unsere Düsseldorf Metallarbeiterfrauen, S. 654. Für unsere Jungen (S. Gebhardt), S. 654.

Bekanntmachung:

Seite 656.

Schriftleitung: Georg Wieber. — Verlag: Franz Wieber, Duisburg, Stapeltor 17. — Druck: Echo-Verlag und -Druckerei, e. G. m. b. H., Duisburg.

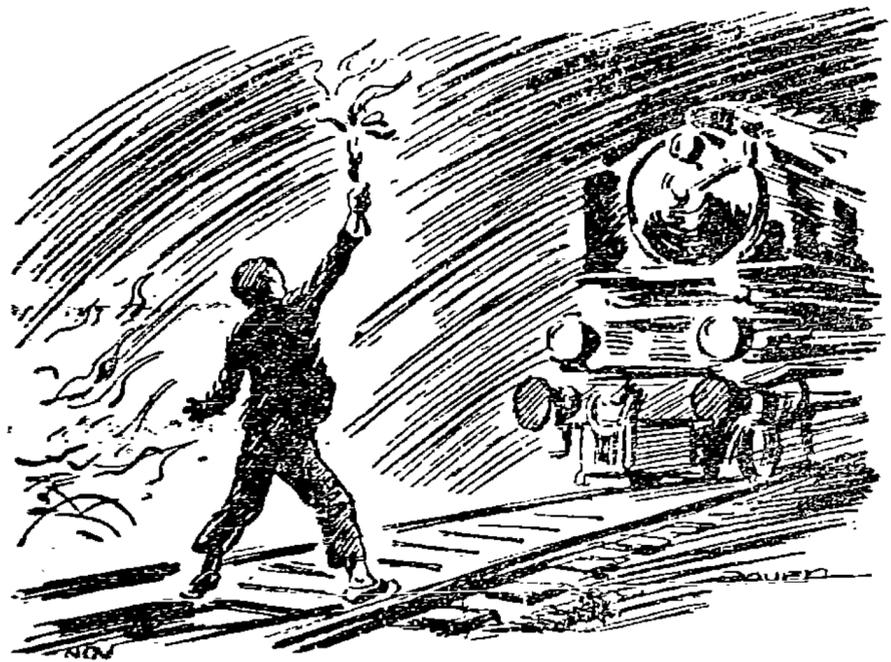
nicht mehr da, nun rasch hinüber! — Was war denn das Dunkle, Große, das quer über den Schienen lag? Ein Baumstamm oder ein Eisenblock?

Plötzlich durchzuckte es Martin. Das Große, Schwarze — galt es dem Schnellzug?! Er hatte schon davon gehört, daß böse Menschen versucht hatten, Züge durch Hindernisse zum Entgleisen zu bringen, um in der folgenden Verwirrung zu rauben. Und Menschen waren dabei umgekommen.

Was stand es vor seinem Bewußtsein: Er mußte versuchen, das Schreckliche zu verhindern. Bald, sehr bald, mußte der Zug heranbrausen. Klang es nicht schon von ferne, ein dumpfes Donnern und Dröhnen? Wenn der Zug entgleiste! Im Geiste hörte Martin schon Jammergeschrei und Schmerzgestöhne. O, die armen Menschen, die so froh hinaus gefahren waren ins Weite — und nun?! — Nein, nein, das durfte nicht sein; er mußte es verhindern. Aber wie? Gewiß hockten die Verbrecher in der Nähe. Und das Hindernis war ja auch viel zu schwer für seine Knabenkräfte, beiseite räumen konnte er es nicht mehr. Aber dem Zug entgegenlaufen, ihn zum Stillstand bringen, ehe es zu spät war — das konnte er!

Und schon rannte er, immer noch das Reisigbündel auf der Schulter, die Schienen entlang, der Richtung zu, aus welcher der Zug kommen mußte. Und sah, fern erst, doch rasch sich nähernd, das dunkle Ungeheuer mit den Glutaugen auf sich zurufen. Er warf das Bündel zu Boden, reckte die Arme hoch, schrie, winkte aus Leibeskräften. Man schien ihn nicht zu hören, zu beachten. Näher kam der Zug, näher dem Verderben! Da kam Martin ein Gedanke. Feuer! Sündhölzer — er hatte doch immer welche in der Tasche, weil er so gern sich manchmal im Sande, wo das Moos nicht anbrennen konnte, ein Feuerchen anzündete. Jetzt waren die Hölzer Helfer in der Not. Im Nu war eines, ein zweites und drittes angezündet, das Reisigbündel flammte auf. Und einen brennenden Ast schwingend, stand der Knabe mitten zwischen den Schienen und starrte wildflopfigen Herzens auf den näher, schon ganz nahe heranbrausenden Zug. Dachte nicht an die ihm selbst drohende Lebensgefahr, dachte nur daran: „Wird man mein Zeichen merken?“ Hörte dann das Kreischen und Knirschen gewaltig angezogener Bremsen, fühlte einen heftigen Stoß und fiel zu Boden.

Als er wieder zu sich kam, stand hart vor ihm die Maschine, fauchend und Dampf ausstoßend. Dahinter der Zug, unverehrt. Um ihn aber eine Gruppe von Männern, und aus den Wagensfenstern spähten erschrockene, angstvolle Gesichter. Gewaltig raffte er sich zusammen, stammelte: „Da vorn auf den Schienen — zwei Männer haben was hingeschleppt —“. Und hörte, wie eine atemlose Stimme rief: „Junge, du hast vielen Menschen das Leben gerettet. Das hätte ein großes Unglück geben können. Aber man räumt das Hindernis schon weg!“



Da atmete er befreit auf, ließ sich, halb betäubt noch, beiseite führen, austragen, mit Lob überschütten. Alles war wie ein Traum.

Und wie ein Traum ist es ihm dann vorgekommen, daß der Lehrer am nächsten Morgen ihm zärtlich über den Kopf strich und sagte: „Martin, ein Nichtsnutz bist du doch nicht. Dein Umherstrolchen hat Gutes gestiftet. Du warst ein Werkzeug in der Hand Gottes. Und nun sage, was du dir wünschst. Du sollst einen Lohn haben für deine Rettungstat, und ich soll es ertragen, welcher dir der liebste wäre. Wünschst du, aber denke dir etwas Vernünftiges aus für dein künftiges Leben. Was willst du denn einmal werden? Die Leute, die du gerettet hast, wollen dir dazu helfen, zum Dank für deine mutige Tat.“

Martin dachte einen Augenblick nach: „Einer möchte ich werden, der weit, weit reisen kann, hinaus in die Welt, mit der Eisenbahn oder dem Schiff! Oder wenn's nicht geht, dann einer, der immer im Wald leben darf!“

Und wir können es uns schon denken: Wenn der Martin nicht Förster wird, so wohl einmal Zugführer auf der Eisenbahn oder Schiffsführer — wenn nicht gar Pilot auf einem Flugzeuge! F. Gebhard.